1,60 DM / Band 182
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

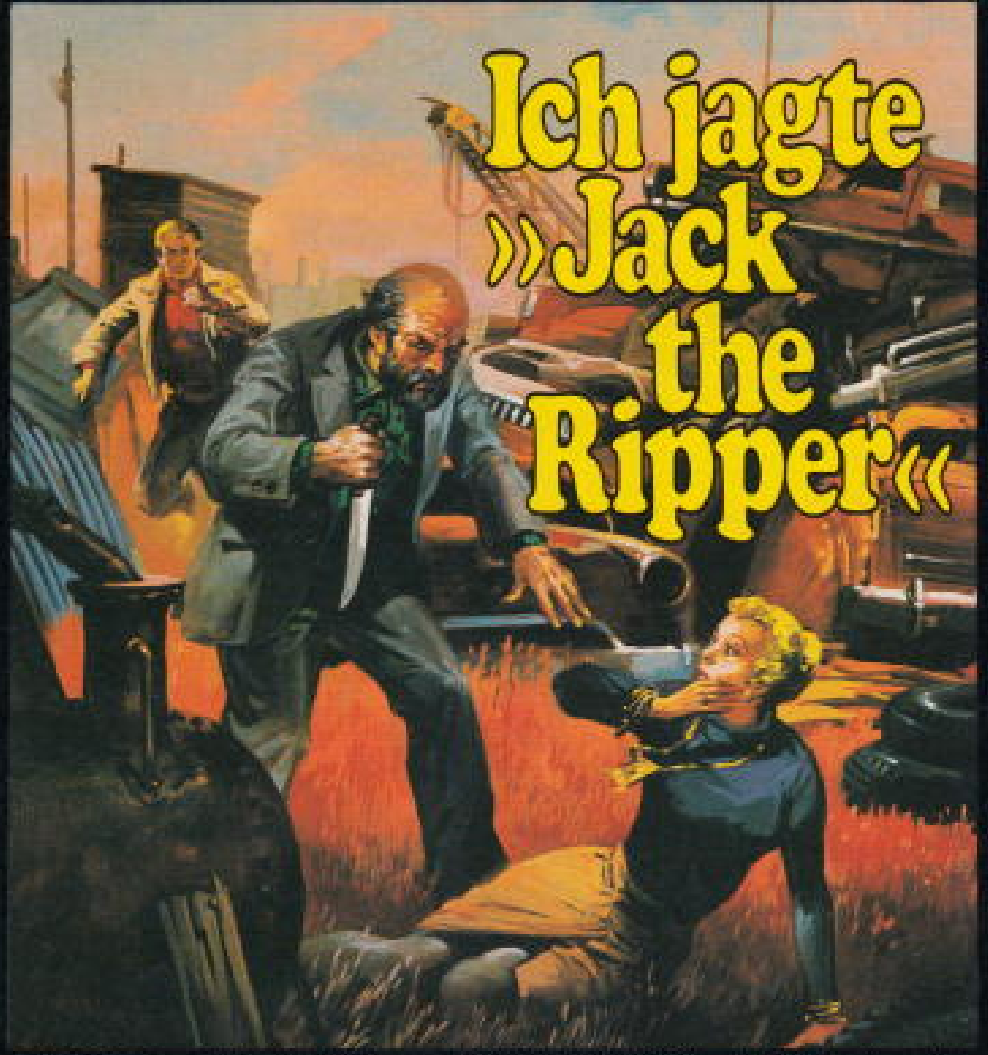
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Ich jagte »Jack the Ripper«

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Ich jagte »Jack the Ripper«

John Sinclair Nr. 182

von Jason Dark

erschienen am 29.12.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ich jagte »Jack the Ripper«

»Jack the Ripper« war tot!

Dieser unheimliche Frauenmörder aus dem letzten Jahrhundert hatte längst sein Grab gefunden.

Aber war er wirklich tot?

Wir zweifelten daran, denn in London tauchte plötzlich ein zweiter Ripper auf, der nach der gleichen Methode arbeitete und sich den ersten als Vorbild genommen hatte.

Ich bekam den Auftrag, ihn zu jagen. Es wurde ein Fall wie ein Alptraum…

Betty sah das quer über die Straße gespannte Seil, als es bereits zu spät war. Ein kurzes Aufblitzen dicht vor ihren Augen, dann erfolgte der Aufprall.

Das hohle Singen fiel zusammen mit dem Schmerz. Es riß Betty vom Rad. Sie spürte, wie das Blut aus der Wunde an ihrem Hals quoll und im Kleiderstoff versickerte, dann wurde sie buchstäblich aus dem Sattel gefegt und knallte zu Boden, während das Rad noch allein ein paar Schritte weiterrollte, umkippte und im Straßengraben liegenblieb.

Betty stöhnte. Sie lag auf dem schmalen Weg, fühlte das Blut an ihrem Hals und hatte das Gefühl, ohnmächtig werden zu müssen.

Aber sie wurde es nicht. Sie blieb auf der Erde hocken und versuchte, sich zu bewegen. Es klappte.

In der Tat konnte Betty ihre Glieder rühren. Arme und Beine, auch der Kopf ließ sich bewegen, ebenso der Hals, obwohl die Wunde wehtat.

Wer hatte ihr den höllischen Streich gespielt? Betty wußte genau, daß ihr dieses verdammte Seil auch den Kopf von den Schultern hätte reißen können. Sie hatte nur Glück gehabt, daß dies nicht passiert war.

Aber wer tat so etwas? Wollte man sie umbringen? Nein, Feinde hatte sie nicht, vielleicht war die Falle für einen anderen gedacht und sie war durch Zufall hineingefahren?

Betty schielte nach oben. Dort sah sie das Stahlband. Es spannte sich quer über die Straße und war an zwei Bäumen befestigt. Man hatte es um die Stämme gewickelt.

Betty riß sich zusammen und kam dann auf die Beine. Sie fühlte den Schwindel, aber sie dachte nicht daran, aufzugeben. Das wäre völlig falsch gewesen, zudem wollte sie so rasch wie möglich diese einsame Umgebung verlassen.

Ihr Rad lag im Straßengraben. Dort war es hingerollt, und nur der Lenker schaute hervor. Jenseits des Grabens begann ein lichter Wald. Hinter der anderen Straßenseite führte ein Feldweg zum nächsten Dorf, das schon zu London gehörte, während sich Betty noch vor dem Stadtrand befand.

Sie hatte ein Taschentuch hervorgeholt und preßte es gegen ihre Wunde am Hals. So versuchte sie, die Blutung zu stoppen. Doch auch das Band wollte sie nicht länger über der Straße lassen. Andere konnten ebensogut in die Falle hineinfahren wie sie, und sie hatten dann nicht so ein Glück.

Es war dunkel. Nicht mehr lange, dann würde die Tageswende einen neuen Morgen einläuten. In dieser Gegend hier brannten keine Laternen oder Lichter. Wenn es Licht gab, dann das des Mondes oder der Sterne.

Das Seil war ein paarmal verknotet worden, sogar ziemlich raffiniert, daß Betty Mühe hatte, die Knoten zu lockern und sie sich fast dabei die Finger blutig riß.

Dann hatte sie es geschafft, trat zurück und hörte, wie das Seil mit einem singenden Geräusch über die Straße peitschte. Das wiederum erinnerte sie daran, welch ein Glück sie doch gehabt hatte. Man konnte es wirklich kaum beschreiben. Hätte das Stahlseil sie direkt am Hals getroffen und wäre nicht über die Schulter abgeglitten, wäre sie vielleicht nicht mehr am Leben. So war ihr wirklich das Glück ein großer Helfer gewesen. Betty atmete auf. Sie war 18 und beschloß, nie mehr so lange bei ihrer Freundin zu bleiben. Das war ja schlimm, wenn man abends allein nach Hause mußte. Besonders diese warmen Spätsommernächte waren gefährlich, denn es konnte durchaus sein, daß irgend jemand auf sie lauerte.

Und wenn sie daran dachte, daß sie oft nackt in der Nähe badete, lief ihr jetzt noch ein Schauer über den Rücken.

Von der weißen Farbe des Kleides war nicht mehr viel zu sehen.

Dreck und Staub hatten ein graues Muster hinterlassen. Das dunkelblonde Haar war ebenfalls verschmutzt und das aus der Halswunde laufende Blut hatte rote Flecken in das Kleid gefärbt.

Betty hob ihr Rad aus dem Graben.

Sie brauchte nur einmal hinzuschauen, um erkennen zu können, daß sie damit nicht weiterkam. Das Vorderrad war völlig verbogen.

Das Fahrrad konnte sie vergessen. Es blieb Betty nichts anderes übrig, als zu Fuß nach Hause zu gehen.

Das war etwa eine halbe Meile.

Ihre Eltern bewirtschafteten eine Hühnerfarm, und die Gehöfte standen leider ziemlich einsam. Betty schimpfte, daß sie die Strecke nicht fahren konnte. Und sie schimpfte heftig, denn sie war allein, und sie hatte Angst. Durch das Schimpfen jedoch konnte sie die Angst unterdrücken. Zum Glück fror sie nicht. Ein warmes Hochdruckgebiet lag über England. Betty dachte auf ihrem Weg über den Täter nach. Wer machte so etwas? Wer spannte ein Seil mitten über die Straße und dazu noch in der Dunkelheit. Der oder die Personen mußten schlimme Absichten haben. Sie wollten Menschen töten, denn das straff gespannte Seil konnte man mit ruhigem Gewissen als eine Todesfalle bezeichnen.

Als Betty daran dachte, lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken. Sie schaute sich furchtsam um und blickte die leere Straße entlang. Sie lag vor ihr wie ein Band, das mit der Dunkelheit verschmolz. Nur in der Ferne funkelten ein paar Lichter. Sie gehörten zu einem großen Kraftwerk.

Vom Haus ihrer Eltern und von der Farm war noch nichts zu sehen. Es lag hinter einer Kurve, in die Betty gleich gelangen würde.

Sie lief schneller.

Auf einmal hatte sie Angst. Konnte der unheimliche Täter nicht irgendwo in der Nähe lauern, um sich zu überzeugen, was mit seinem Opfer geschehen war?

Natürlich, das war es. Der Mörder wartete sicherlich. Das sah man doch in vielen Krimis. Und die Nacht deckte all die schlimmen Taten zu. Hier gab es keine Zeugen. Betty kam sich wie in einem Niemandsland vor. Was ihr ansonsten so vertraut schien, war für sie nun eine unheimliche Gegend.

Sie fror und schwitzte zugleich. Die Angst ließ sie so reagieren.

Staub wurde von ihren Füßen aufgewühlt, als sie über den ungepflasterten Weg lief. Jetzt ärgerte sie sich, daß sie die Abkürzung genommen hatte. Trotzdem wollte sie sich keinen Vorwurf machen, denn die Strecke war sie des öfteren gefahren.

Plötzlich war die Gestalt da.

Sie hatte links von der Straße gelauert, dicht hinter dem Sickergraben, der das Feld eines Bauern begrenzte. Die Gestalt schoß hoch, wurde in Bettys Einbildung zu einem Riesen, der einen grotesken Sprung machte und auf einmal mitten auf dem Weg stand.

Betty schrie auf. Fast wäre sie dem Mann noch in die Arme gelaufen, sie konnte im letzten Augenblick stoppen, so daß seine ausgestreckten Hände sie nicht zu fassen bekamen.

Der Unheimliche lachte.

Es war das Lachen eines menschlichen Teufels. Grausam, gemein und triumphierend. Obwohl Betty vor Angst fast verging, registrierte sie sehr wohl das Aussehen des Mannes, den sie zuvor noch nie gesehen hatte.

Er war überdurchschnittlich groß, trug einen dunklen Vollbart, hatte eine Halbglatze und einen schwarzen Haarkranz, der seinen Hinterkopf umschloß.

Er war mit einem grauen Anzug bekleidet und trug ein dunkelgrünes Hemd unter der Jacke. Überaus kräftig war der Fremde gebaut, er machte einen furchterregenden Eindruck, aber noch schlimmer war das lange Messer in seiner rechten Hand.

Betty wußte genau, was die Waffe bedeutete.

Sie sollte damit getötet werden!

Im ersten Augenblick war sie stumm vor Entsetzen. Nicht einmal schreien konnte sie, die Angst lähmte ihre Stimme, und sie hörte ihr Herz heftig schlagen.

»Was… was wollen Sie?« Betty wunderte sich selbst, daß sie die Worte hervorbrachte, wo die Angst doch so groß war.

»Dich!«

Die Antwort war klar und eindeutig. Sie ließ keinerlei Kompromisse zu.

»Ich schreie aber. Ich werde schreien, ich…«
Das Lachen des Mannes klang finster. »Du kannst ruhig schreien, Kleine. Ich werde dich trotzdem töten. Mir entkommt keiner, denn Jack the Ripper ist auferstanden!«
Nun war es heraus.
Jack the Ripper!
Plötzlich wußte Betty Bescheid. Sie hatte von der Mordserie in der Zeitung gelesen. Mädchen waren verschwunden. Man hatte fast nichts von ihnen gefunden, bis auf die abgeschnittenen Haare und einen Zettel daneben, auf dem zu lesen stand, daß ein gewisser Jack the Ripper der Täter gewesen war.
Böse, sehr böse Erinnerungen sogar wurden wach. Betty dachte an den unheimlichen Frauenmörder, der im letzten Jahrhundert London unsicher gemacht hatte. Das war der echte Jack The Ripper gewesen, der die Mädchen, meist Dirnen, auf eine schreckliche Art und Weise getötet hatte. Er war in die Kriminalgeschichte eingegangen, und bis heute war es nicht sicher, ob man damals den echten Ripper gefangen hatte. Und in London machte dieses Jahr ein anderer Ripper die Straßen unsicher. Fünf Opfer sollten bereits gestorben sein. Gefunden hatte man sie nie, nur ihre Haare.
Daran mußte Betty denken, und diese schrecklichen Sekunden wurden für sie zu einer regelrechten Folter.
»Haben… haben *Sie* das Seil gespannt?« hörte sich das 18jährige Mädchen flüstern.
»Ja, das war ich.«
»Warum? Warum haben Sie…«
»Du bist schön, meine Kleine. Du bist zu schön. Ich will dich besitzen, das habe ich mir vorgenommen. Komm her zu mir. Laß mich dein Haar anfassen!«
Das Haar.
Hatte es für Betty bisher noch einen leisen Zweifel gegeben, so war dieser jetzt aus dem Weg geräumt worden. Vor ihr stand der geheimnisvolle Mörder, von dem die Zeitungen berichteten. Und er wollte sie, ihr Haar.
»Kommst du nicht?« flüsterte er.
»Nein!« Betty schrie das Wort, und dann packte sie die Panik. Bevor der Ripper sich versah, warf Betty sich auf dem Absatz herum, rannte nach rechts und sprang über den Straßengraben. Im weichen Boden eines Feldes sackte sie ein. Es war schon längst gemäht worden, nur noch die Getreidestoppel standen wie kleine Rohre in die Höhe. Sie stießen hart gegen die leichten Turnschuhe des Mädchens.
Betty rannte.
Sie lief querfeldein, wollte einen Bogen schlagen und das Haus ihrer Eltern erreichen, wo sie sich in Sicherheit befand. Sie war immer

schon eine gute Läuferin gewesen, und bei jedem Sportfest hatte sie der Lehrer als Schlußläuferin genommen. Das sollte und mußte sich nun bezahlt machen.

Ihre Beine schwangen weit vor. Der Rock wirbelte hoch. Sie stieß sich immer wieder kraftvoll ab, um so rasch wie möglich eine genügend große Distanz zwischen sich und dem unheimlichen Mörder zu bringen.

Ein abgeernteter Acker ist keine Rennstrecke. Das mußte das Mädchen sehr bald erfahren, als es zum erstenmal stolperte. Sie hatte eine tiefe Furche übersehen, stieß mit der Schuhspitze hinein, wurde nach vorn geschleudert und konnte sich nur durch einen raschen Sprung vor einem Fall bewahren.

Betty hetzte weiter, ihre Beine bewegten sich rhythmisch, sie lief, und dann knallte die Pranke ihres Verfolgers wuchtig in ihren Nacken.

Betty schrie…

Ihr heller, in wilder Panik und Angst geborener Schrei gellte über das weite Feld und verlor sich in der Nacht. Niemand hatte ihn gehört, niemand kam ihr zu Hilfe.

Sie war allein.

Allein mit ihrem Mörder.

Der trat ihr die Beine weg. Diesmal konnte Betty sich nicht fangen. Sie fiel auf das weiche Feld. Die Stoppeln stießen gegen ihre Haut, rissen sie auf, doch das merkte sie kaum, sie hatte eine ungeheure Angst vor dem Messer.

Ein schwerer Körper warf sich auf sie.

Dicht vor sich sah sie das Gesicht mit den dämonisch leuchtenden Augen – und das Messer. Übergroß kam es ihr vor, fast wie ein Schwert, und dann spürte sie, wie die freie Hand des Rippers in ihr herrliches langes Haar griff. Noch stärker wurde die Angst. Ihr Schrei erstickte, ein Wimmern war die Folge.

Dann kam das Ende.

Sie sah noch das Messer. Es wurde von links nach rechts gezogen und blitzte wie ein Komet vor ihren Augen auf. Im nächsten Augenblick spürte sie nichts mehr, der Tod hielt sie bereits in seinen knöchernen Armen.

Jack the Ripper allerdings war noch nicht fertig. Er tat das, was er immer getan hatte. Bei jedem seiner fünf Opfer. Zwei Schnitte reichten. Danach hielt er das lange blonde Haar in der Hand, und er legte es auf das Feld.

Den Zettel hielt er schon bereit. Er kicherte seltsam hohl, als er ihn mit spitzen Fingern aus der Tasche zog und mit einem kleinen Stock am Boden befestigte, allerdings so, daß die Schrift auf dem Zettel noch gut zu lesen war.

Er hatte rote Tinte genommen. Eine Farbe, die von Blut kaum zu

unterscheiden war.

Nur zwei Worte standen auf dem Papier. Zwei Worte, die bisher Angst und Schrecken verbreitet hatten und den Polizisten schlaflose Nächte beschwerten.

The Ripper!

Noch einmal kicherte er. Dann nahm er die Tote auf und trug sie weg. Schwer stampfte er über das Feld. Eine einsame grauenvolle Erscheinung, ein Mörder, der sich Opfer Nummer sechs geholt hatte.

Weitere sollten und würden folgen.

Bald hatte ihn die Dunkelheit verschluckt…

***

Dieser schreckliche Mord geschah genau in der Nacht, als ich mich mit den Ghouls herumgeschlagen hatte. Zum Glück waren Suko und Will Mallmann gekommen, die mir dabei halfen, diese widerlichen Dämonen zu erledigen.

Gemeinsam hatten wir es geschafft. Die Ghouls in dem Eisenbahnwaggon existierten nicht mehr, sie würden niemand in Gefahr bringen, es war vorbei.

Ich war nach diesem Fall gar nicht erst in meine Wohnung gefahren, sondern hatte bei den Conollys geschlafen. Viel war dabei nicht herumgekommen, zwar blieb ich am Morgen länger liegen, aber mehr als vier Stunden waren nicht drin gewesen.

Zum Glück hatte Sheila ein kräftiges Frühstück serviert, und so saßen wir an diesem Samstag gegen Acht um den runden Tisch herum und ließen es uns schmecken.

Wir, das waren Sheila, ihr Mann Bill, Kommissar Mallmann und ich. Der gute Will wollte in London ein paar Tage Urlaub machen und hatte wirklich nicht damit gerechnet, direkt in einen Fall hineinzustolpern.

»Eigentlich hätte Suko ja noch bleiben können«, meinte Sheila, als sie den Kaffee einschenkte.

Ich hob die Schultern. »Was hättest du denn gesagt, wenn dein Mann geblieben wäre.«

Sheila war ehrlich. »Mich beschwert.«

»So hat Shao sicherlich auch gedacht.«

Wir lachten. Irgendwie war es ein schöner Morgen. Die Schrecken der Nacht lagen hinter uns. Jeder von uns wußte, daß die erste Gefahr gebannt worden war. Sie konnten nun nicht mehr zu Xorron, dem Herrn der Zombies und Ghouls, stoßen, und das allein zählte für uns.

Wenn ich jedoch an Xorron dachte, bekam ich leichtes Magendrücken, und die knusprigen Hörnchen wollten mir nicht so recht schmecken. Das gefiel mir überhaupt nicht. Xorron war das letzte Mitglied der Mordliga, das Dr. Tod noch fehlte. Irgendwie hatte

ich das Gefühl, daß Solo Morasso es letzten Endes schaffen würde, diesen Dämon zu erwecken.

In New York sollte er sein, sich dort irgendwo aufhalten, bisher jedoch war mir keine Nachricht zugegangen. Ich verscheuchte die trüben Gedanken und ließ es mir schmecken.

Sheila hatte einen Kaffee gekocht, der Tote aufwecken konnte.

»Schmeckt's?« fragte sie.

Will Mallmann antwortete für uns mit, da Bill und ich gerade den Mund voll hatten. »Und wie. Es tut so richtig gut, wenn man mal verwöhnt wird. Immer nur das Junggesellenfrühstück, no, Freunde, das ist nichts für mich.«

»Könntest du nicht wieder heiraten?« erkundigte sich Sheila.

Will nickte. »Können ja, aber ich weiß nicht so recht. Irgendwie käme ich mir Karin gegenüber schlecht vor. Wir haben sehr aneinander gehangen, ich hätte nie gedacht, daß es so etwas geben könnte. Ja, dann die Sache mit der Hochzeit…«

Will Mallmann schluckte, weil seine Stimme versagte, er sprach nicht mehr weiter. Auch wir schwiegen. Jeder von uns merkte, daß Will Mallmann den Tod seiner Frau noch nicht verkraftet hatte. Zudem war sie uns als Untote erschienen, ein gemeines Beiwerk des Schwarzen Tods, mit dem er uns geschockt hatte.

»Noch jemand Kaffee?« fragte Sheila. Sie überbrückte die Verlegenheitspause.

»Gern.« Bill und ich nahmen den Ball auf.

Sheila schenkte nach.

Will Mallmann lachte plötzlich. »Und was machen wir heute?« fragte er.

Bill Conolly rieb sich die Hände. »So ein Zug durch die Gemeinde würde mir gerade in den Kram passen.«

Will Mallmann nickte strahlend. »Und du, John?« fragte er mich.

»Wie denkst du darüber.«

Ich schluckte einen Rest Kaffee. »Positiv, ich bin dabei.«

»Stark. Wann ziehen wir denn los?«

Der Kommissar war heute in Form, wirklich. So kannte man ihn gar nicht.

»Mal langsam«, beschwichtigte ich ihn. »So schnell schießen die Preußen nicht. Ich muß vorher noch ins Büro und einige Dinge klären.«

»Heute ist doch Samstag.«

Ich schaute Will grinsend an. »Kümmerst du dich darum, welcher Wochentag auf dem Kalender steht?«

»Nein.«

»Na bitte.«

»Liegt denn was an?« wollte Bill wissen.

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. »Eigentlich ja«, erwiderte ich nach einer Weile.

»Und was?«

»Der Ripper.«

Bill Conolly pfiff durch die Zähne. »Seit wann kümmerst du dich um normale Morde?«

»Dann weißt du Bescheid?«

Der Reporter nickte heftig. »Ich schreibe nicht nur für Zeitungen, ich lese sie sogar. Und über den Ripper haben fast alle Blätter ausführlich berichtet. Der hat schon fünf Opfer auf dem Gewissen, und das Seltsame dabei ist, daß man keine Leiche gefunden hat, sondern nur jeweils die Haare.«

»Ein Irrer«, sagte Will Mallmann.

»Der Meinung bin ich auch.«

Ich hielt mich zurück. Natürlich konnte es ein Irrer sein, wobei man irr nicht in der Verbindung mit Idiotie sehen sollte, sondern den Zusammenhang zwischen den Taten und dem Mörder suchen mußte. Der war pervers, roh, gefühllos, ein Killer ohne Gewissen.

Solche Leute gab es, auch ich war bereits mit ihnen konfrontiert worden. Das Phantom von Soho damals oder der schwarze Würger, der mir auch schlaflose Nächte bereitet hatte. Bei diesem Fall hatte ich sogar meinen ersten Bentley zu Schrott gefahren. Und jetzt tauchte abermals so eine Bestie auf.

»Fällt es denn wirklich nicht in deinen Bereich, John?« sprach Bill mich an.

»Das weiß ich nicht.«

»Oder willst du nichts sagen?«

»Unsinn, ich muß erst mit Sir James reden.«

»Ist der denn in seinem Büro?«

»Bestimmt, denn er erwartet meinen Anruf.« Und noch jemand wollte ich anrufen. Jane Collins. Eigentlich hatte ich vorgehabt, sie und eine Bekannte von ihr mit auf die große Sause zu nehmen, aber ich hatte Jane nicht erreicht. Bei ihr hob niemand ab. Wie das kam, wußte ich auch nicht. Sonst sagte sie immer Bescheid.

»Da steht das Telefon«, sagte Bill und deutete auf den Apparat mit dem Tastenfeld.

Ich winkte ab. »Langsam, mein Lieber, wir wollen schließlich nichts überstürzen. Zudem ist Samstag, und ich will in Ruhe mein Frühstück genießen.«

»Genau, John«, stand Sheila mir bei. »Und du hör jetzt auf«, wandte sie sich an ihren Mann.

Bill hob ergeben die Schultern und schaute Kommissar Mallmann an. »Da siehst du mal, Will, wie es einem Verheirateten geht. Der hat nichts zu sagen.«

Mailmann grinste. »Es hat auch seine Vorteile.«
»Was? Das Verheiratetsein?«
»Ja.«
Das Telefon schrillte.
»Es geht schon los«, beschwerte sich Bill. »Und das an einem heiligen Sonnabend.«
Sheila stand und hob ab. Sie lauschte einen Moment, erwiderte den Morgengruß, drehte sich und winkte mir. »John, dein Typ wird verlangt.«
Ich hatte sofort ein dummes Gefühl. »Wer ist es denn?« fragte ich, als ich den Stuhl zurückschob.
Eine Antwort bekam ich nicht. Es reichte mir auch, den Anrufer ein paar Sekunden später zu hören, denn es war kein anderer als Sir James Powell, mein Chef und Vorgesetzter.
»Ah, hier erreiche ich Sie«, sagte er.
»Sie wußten doch Bescheid.«
»Sicher, die Sache mit den Ghouls haben Sie ja gut geschafft. War wohl eine Kleinigkeit so in der Kürze der Zeit – oder?«
»Natürlich, Sir. Eine Kleinigkeit, die mich fast das Leben gekostet hätte.«
»Sehen Sie das nicht so eng. Vergessen Sie die Ghouls erst einmal. Wir hatten ja schon über einen anderen Fall geredet, um den Sie sich kümmern sollten.«
»Jack the Ripper, Sir?«
»Genau.«
»Aber der ist tot.«
»Nein, soeben ist sein sechstes Opfer gefunden worden. Wieder nur die Haare.«
Ich schluckte. »Verdammt«, sagte ich leise. »So langsam wird der zu einer Plage.«
»Das sehen die anderen auch so. Deshalb möchte ich Sie bitten, so rasch wie möglich zum Tatort zu fahren und sich mit den Beamten abzusprechen. Die wissen Bescheid, daß Sie kommen.«
»Wo hat man die Haare gefunden?«
Sir Powell beschrieb mir den Ort. Er sagte noch: »Es ist inzwischen eine Sonderkommission gebildet worden, die allen Spuren nachgeht. Setzen Sie sich mit Chiefinspektor Harrison in Verbindung. Er leitet die Kommission.«
»Geht klar, Sir James. Wo kann ich Sie erreichen, falls sich irgend etwas ändert?«
»Ich bleibe im Büro.«
Damit war das Gespräch beendet. Ich drehte mich um und schaute in die Gesichter meiner Freunde. Sie wußten ungefähr, was vorgefallen war und krausten die Stirnen.

»Aus unserem Zug durch die Gemeinde wird wohl nichts«, sagte ich. »Tut mir leid.«

»Jack the Ripper?« fragte Will Mallmann.

»Genau.«

Der deutsche Kommissar tupfte sich mit der Serviette die Lippen ab. »Braucht ihr mich?« fragte er.

Ich mußte grinsen. »Und dein Urlaub?«

»Ist gestrichen. Zudem wollte ich ja nur London kennenlernen, und das werde ich bestimmt, wenn wir Jagd auf den Ripper machen.«

»Möglich.«

Will Mallmann stand auf. Bill Conolly schaute ihn an und zog ein unglückliches Gesicht. »Wenn ihr Hilfe braucht, ich stehe euch immer mit Rat und Tat zur Seite.«

»Klar«, sagte ich.

»Denk an den Rasen«, meinte Sheila. »Der muß noch geschnitten werden.«

»Mach ich alles, Darling.« Bill schob seinen Stuhl zurück und hob die Hand. »Bevor ihr geht, habe ich noch etwas für euch. Wartet einen Augenblick.«

Der Reporter verschwand in die Richtung, wo auch Johnnys Zimmer lag. Der Kleine schlief. Er hatte am vergangenen Tag in einer großen Gefahr geschwebt, ein Ghoul wollte sich an dem Jungen vergreifen, doch Sheila hatte ihren Sohn im letzten Augenblick noch retten können.

Bill kam zurück. Er schwenkte ein paar Illustrierte. »Hier habe ich die Berichte gesammelt. Ernie Shane hat sie geschrieben, ein Sensationsreporter.« Er warf mir die Blätter zu, die ich geschickt fing.

Will Mallmann schaute mir dabei über die Schulter und las mit.

Dieser Ernie Shane hatte seine Berichte reißerisch aufgezogen. Mit fetten Schlagzeilen, die dem Leser Angst machen konnten. Auch die Berichte selbst spekulierten mit der Angst. Als ich die Blätter sinken ließ, stellte ich sofort die Frage an Bill Conolly: »Kennst du den Knaben?«

Der Reporter nickte. »Er ist mir einige Male über den Weg gelaufen. Wir nannten ihn nur die Möhre.«

»Und warum?«

»Weil sein Haar so rot ist und er auch ungefähr die Figur einer Möhre hat. Shane ist übrigens ein unsympathischer Bursche, nicht gerade eine Zierde unseres Berufes. Du brauchst dir nur das Blatt anzuschauen, für das er schreibt, dann verstehst du alles.«

Da hatte Bill recht. Ich gab ihm die Zeitungen zurück. Will und ich konnten nicht mehr länger warten. Wir verabschiedeten uns von den beiden Conollys und verließen das Haus.

Meinen Bentley hatte ich noch in der vergangenen Nacht vom

Bahngelände geholt, ebenso wie Suko seine Harley. Er war mit der Maschine nach Hause gefahren.

Wir rollten den gewundenen Weg hinab und erreichten das Tor, das vom Haus aus geöffnet werden konnte. Die beiden Hälften schwangen langsam zur Seite.

Freie Fahrt.

Wir mußten quer durch London. Allerdings hatte ich keine Lust, diesen Weg zu nehmen, sondern sah zu, daß ich auf eine der breiten Ringstraßen geriet, die die Millionenstadt an der Themse umgeben.

Will Mallmann hockte neben mir auf dem Beifahrersitz, hatte die Beine ausgestreckt, grinste verschmitzt und genoß es sichtlich, gefahren zu werden.

»Das gefällt dir, wie?« fragte ich.

»Klar. Außerdem steht es mir zu, ich habe schließlich Urlaub. Was man von dir ja nicht behaupten kann.«

»Nein, das nicht. Aber eins sage ich dir, Will. Nach diesem Fall fahre ich für ein paar Tage an die Küste, um das schöne Wetter noch auszukosten. Wenn du Lust hast, kannst du mitkommen.«

»Nein, John, ich fliege wieder nach Deutschland. Kann ja sein, daß sich die Geschichte mit dem Ripper noch einige Tage hinzieht.«

»Das ist möglich. Schließlich hat er die Frauen auch nicht an einem Tag umgebracht, sondern innerhalb mehrerer Wochen.«

»Wobei nicht einmal feststeht, daß sie tot sind«, meinte der deutsche Kommissar.

»Man kann allerdings davon ausgehen.«

»Mich würde wirklich interessieren, wo die Leichen versteckt sind.« Will schüttelte sich. »Eine verdammt grausame Sache, es gibt doch immer wieder diese Täter. Da denkst du, du hättest einen erwischt, dann kommt so ein Verrückter und ahmt alles nach. Manchmal kann man verzweifeln, wirklich.«

Da hatte mir der gute Will aus der Seele gesprochen. Im Kampf gegen die Mächte der Finsternis war es ja nicht anders, sogar oft noch schlimmer.

Ich kam mir vor wie ein Mann, der gegen ein Hydra fightet.

Schlug ich an einer Stelle den Kopf an, wuchsen an einer anderen sofort drei weitere nach. Die Mächte der Finsternis brachten ganze Heerscharen auf die Beine, um gegen ihre Feinde, z. B. mich, anzutreten. Dabei kristallisierten sich dann immer besondere Gegner aus dem Pulk hervor. Ich nenne nur Tokata, Vampiro-del-mar oder Lupina. Sie waren stärker als das Gros der dämonischen Mitläufer, und sie hatten mir verdammt viel Kopfzerbrechen bereitet.

Ich fuhr rechts, auf der Überholspur. Die Wagen wischten nur so an uns vorbei. Der Bentley schnurrte noch immer satt wie eine Katze. An ihm waren die vielen harten Einsätze spurlos vorübergegangen.

Schließlich erreichte ich das Gebiet, in dem man die Haare gefunden hatte. Von der Schnellstraße mußten wir runter und gelangten auf schmale Fahrwege, die ein ländliches Gebiet durchschnitten, in das die grauen Betonmauern eines Kraftwerkes hineinpaßten wie die berühmte Faust aufs Auge.

Auch Will Mallmann hatte den Bau gesehen. »Die gleichen Probleme wie wir sie in Deutschland haben«, bemerkte er. »Kraftwerke schießen wie Pilze aus dem Boden.«

»Was soll man machen?« erwiderte ich. »Wir brauchen Energie. Dabei hoffe ich jedoch, daß alles im vernünftigen Rahmen bleibt.«

»Das walte Hugo.«

Sir James hatte mir den Fundort zwar beschrieben, dennoch mußte ich fragen. Eine alte Frau erklärte mir den Weg, und ich lenkte den Bentley auf eine nicht gepflasterte oder geteerte Straße, die den Stoßdämpfern des Wagens einiges abverlangte.

Wir hatten einen weiten Blick durch die Frontscheibe und sahen bereits in der Ferne die Menschenansammlung sowie die Anhäufung fahrbarer Untersätze.

»Das sind sie«, sagte Will.

Ich fuhr noch langsamer. Sogar eine Absperrung war errichtet worden. Hier drängten sich die Gaffer, die von zwei kräftigen Polizisten nicht weiter vorgelassen wurden.

Ich stellte den Bentley ab, stieg aus und hielt meinen Ausweis bereits in der Hand.

Die Beamten warfen einen Blick darauf, salutierten und ließen uns durch.

Chiefinspektor Harrison kannte ich zwar vom Aussehen her – wir waren uns mal begegnet – hatten allerdings nie miteinander großartig gesprochen. Er war ein knochiger Typ, der immer einen verbiesterten Eindruck machte. An diesem Tag trug er einen knautschigen grünen Cordanzug und auf dem Kopf einen hellen Hut.

Seine Krawatte zeigte große Flecken.

»Sie sind es«, sagte er zur Begrüßung und reichte mir seine schweißfeuchte Rechte. Dann schaute er Will Mallmann fragend an.

»Ein deutscher Kollege«, erklärte ich und sagte auch den Namen dazu.

»Wollen Sie beim Yard abgucken?« grinste Harrison.

»Nein, ich mache Urlaub.«

»Viel Spaß.«

Ich war einen Schritt zur Seite getreten, wobei meine Füße fast im Untergrund des Stoppelfeldes versanken. Es war warm hier. Am Himmel stand eine blasse Sonne. Es war schwül, ich schwitzte.

Man hatte die Haare bereits in eine Plastiktüte gepackt. Durch die Außenhaut sah ich das Blond schimmern und dazwischen auch das

Blut. Es war ein schlimmes Bild.

»Das sechste Opfer«, sagte Harrison, der Mann von der Sonderkommission.

Ich nickte und drehte mich zu ihm um. »Haben Sie inzwischen so etwas wie eine Spur?«

»Nein.«

»Gemeinsamkeiten zwischen den Opfern? Gab es die vielleicht?«

»Auch nicht.«

Ich runzelte die Stirn. »Sieht ziemlich bescheiden aus.«

»Das können Sie laut sagen, Kollege. Ich habe einige Leute zur Zeugenbefragung geschickt, aber da ist nichts und niemandem etwas aufgefallen.«

»Wer hat die blutigen Haare entdeckt?« fragte ich.

»Der Bauer, dem das Feld gehört.«

»Fußspuren?«

»Einige. Wir haben auch Gipsabdrücke machen lassen.«

»Schon ein Ergebnis?«

Chiefinspektor Harrison lächelte bitter. »Und wie, Sinclair. Es handelt sich bei ihm um denselben Täter wie in den fünf vorherigen Fällen: Jack the Ripper.«

Ja, ich wußte es. Die Beamten gaben ihr Bestes. Wenn nichts dabei herauskam, war es wirklich nicht ihre Schuld.

Ein Mann fiel mir auf. Er hatte fuchsrotes Haar, trug wappige Kleidung und war mit einem großen Fotoapparat bewaffnet. Er winkte uns zu. »Danke, Chiefinspektor, daß Sie mich haben Aufnahmen machen lassen. Ich werde es Ihnen nie vergessen.«

Harrison sagte gar nichts. Er winkte nur wütend ab.

»War das nicht dieser Ernie Shane?« fragte ich und erinnerte mich an Bills Beschreibung.

»Leider.«

»Wieso lassen Sie ihn Aufnahmen machen?«

»Er hat irgendein Papier bekommen, das ihn dazu berechtigt. Weiß der Teufel, wie er dazu gekommen ist. Na ja, ich muß mich danach richten. Ein Widerling, dieser Kerl.«

Ich kannte Ernie Shane zwar nicht näher, aber auf mich hatte er auch keinen guten Eindruck gemacht. Man sagt, der erste Eindruck sei der beste, auf jeden Fall der nachhaltigste.

Er stieg in seinen Wagen. Es war ein alter Ford, ein deutsches Fabrikat. Der Auspuff hörte sich an wie der Drummer einer Rockgruppe. Ruckartig setzte sich das Gefährt in Bewegung, dann war es verschwunden.

»Der hängt sich jetzt an seine Schreibmaschine«, erklärte der Chiefinspektor. »Die Käufer reißen ihm die Blätter wieder aus der Hand.«

»Hat es schon Ärger mit Shane gegeben?« wollte ich wissen.
»Nie, dazu hat er zu gute Beziehungen. Da muß irgend jemand in der Verwandtschaft sitzen. Ich habe mich nicht genauer darum gekümmert, sonst hätte ich mich noch mehr geärgert.« Harrison wechselte das Thema. »Daß Sie eingreifen würden, war mir bekannt, Kollege. Deshalb habe ich es auch nicht versäumt, Ihnen die Unterlagen zu schicken.«
»Welche Unterlagen?«
Er grinste. »Protokolle über die Fälle. Sie können sie ruhig studieren, ist ‘ne tolle Aufgabe. Vor allen Dingen was für einen Samstag, kann ich Ihnen sagen.«
»Danke.« Ich hob die Schultern.
Will meinte: »Hier scheint es doch nichts Neues mehr zu geben, John. Laß uns fahren.«
»Und wohin?«
Wills Grinsen wurde noch breiter. »In dein Büro, John. Da fühlen wir beide uns wohl. Und als Freund bin ich gern bereit, dir beim Lesen der Akten zu helfen.«
»Wie großzügig von dir.«
»Ja, und das in meinem Urlaub.«

***

Auch jetzt, als draußen der Tag schon längst begonnen hatte, war es in dem Zimmer dunkel. Nur zwei feine Lichtstrahlen durchbrachen die Finsternis und konzentrierten sich auf ein Ziel.
Es war ein Gemälde!
Mit seinen Farben stach es aus der allgemeinen Dunkelheit hervor, denn die Wände des Raumes waren pechschwarz angestrichen.
Ebenso schwarz wie der Vorhang, der die Scheiben der beiden dicht nebeneinanderliegenden Fenster abdeckte und keinen Sonnenstrahl in den düsteren Raum ließ.
Eine Tür knarrte.
Das Geräusch durchschnitt die Stille und übertönte selbst die Fußtritte. Ein Kichern war zu hören. Hämisch, triumphierend, höhnisch, und dann tauchte im Türrechteck eine Gestalt auf.
Ein Mann…
Der Ripper kam!
Doch er war nicht allein. Sein sechstes Opfer, das Mädchen namens Betty, trug er auf beiden Armen. Betty war tot. Die Arme und Beine hingen wie die einer Puppe nach unten, sie schwankten bei jeder Bewegung hin und her.
Aus dem Mund des Rippers drang ein heiseres Keuchen. Er blieb stehen, hob sein Bein etwas an und kickte die Tür ins Schloß.
Der Ripper war mit seinem Opfer allein. Er atmete schnell und

stoßweise, durchquerte das Zimmer mit raschen Schritten und blieb vor dem Bild stehen.

Dann bückte er sich und legte die Tote auf den Fußboden, der ebenfalls dunkel gestrichen war.

Der Ripper konnte zufrieden sein. Er hatte das getan, was getan werden mußte.

Er verneigte sich. Dabei beugte er seinen Oberkörper in Richtung des Bildes und begann zu flüstern: »Hier ist das sechste Opfer, mein Lieber. Du siehst, ich ahme dich nach. Bald hab ich dich überholt…«

Die Stimme klang zischend, flüsternd und berichtend gleichzeitig. Und eine Portion Demut schwang darin mit.

Der andere war da. Auf dem Bild. Es war Jack the Ripper.

Es war ein Bild, das jene geheimnisvolle Düsternis und Atmosphäre ausstrahlte, die jeden irgendwie in ihren Bann zog, ob er nun wollte oder nicht. Es zeigte eine schwarzgekleidete Gestalt, die gebückt dastand und mit einem blitzenden Messer auf ein am Boden liegendes Mädchen einstach. Das alles spielte sich in einer engen Straßenschlucht oder auf einem Hinterhof ab, über dessen Boden dicke Nebelschleier wallten.

Der echte Jack the Ripper!

Welch ein Gesicht. Der Maler hatte es fantastisch eingefangen.

Das Gesicht des Rippers war verzerrt, der Mund stand halb offen.

Geifer lief daraus hervor und tropfte zu Boden, wobei er sogar noch die Messerklinge berührte. Die Augen waren besonders ausgeprägt.

Blutunterlaufen zeigten sie all die Brutalität, zu der dieser Mörder fähig war. Das Bild war sehr realistisch gezeichnet, und der Betrachter konnte das Gefühl haben, Jack der the Ripper würde jeden Moment aus dem Rahmen steigen.

Das dachte auch der zweite Ripper. Und er, der in den Bann des ersten geraten war, begann zu sprechen. Seine Augen funkelten dabei, mit der Zunge fuhr er hastig über die Lippen, und er verbeugte sich abermals.

»Habe ich dir so recht getan?« fragte er flüsternd. »Das sechste Opfer. Und es werden immer mehr. Noch in der folgenden Nacht hole ich mir das nächste Opfer und dann, wenn ich deine Anzahl erreicht habe, wird vielleicht dein Geist wieder in deine Gestalt zurückkehren, und zwei Ripper morden in London.« Er lachte laut und rieb sich dabei die Mörderhände.

Das Bild blieb stumm. Es konnte nichts sagen, aber der Ripper zwei spürte sehr wohl die Antwort. Er nahm Gedanken wahr, die in sein Hirn strömten und die ihn lobten.

»Du bist gut, mein Freund.«

»Danke!« erwiderte Ripper zwei. »Ich werde mich bemühen und so weitermachen. Sie kriegen mich nicht, nein, sie werden mich niemals

fassen, denn keiner weiß, wer ich bin. Es ist mir zwar eine entkommen, aber die hole ich mir am heutigen Abend. Sie hat meine Beschreibung der Polizei nicht weitergegeben.« Er kicherte wieder.

»Sie hatte Angst, große Angst. Und zu recht, wie ich meine, denn heute nacht wird sie sterben.« Er hob den Blick und schaute nun direkt in das Gesicht des ersten Rippers.

Ja, dieses Bild war wirklich etwas Besonderes. Als er es in Amsterdam erworben hatte, da wollte der Trödler es zuerst überhaupt nicht herausgeben.

»Dieses Bild ist böse«, hatte der Mann gesagt. »Sein Einfluß kann sehr grausam sein und die Menschen manipulieren. Glaub mir, es ist so. Kaufe es nicht.«

Der Ripper erwarb es doch. Zurück ließ er kein Geld, sondern einen Toten. Er hatte den Händler erwürgt. Mit seinen eigenen Händen, denn damals schon war er der Faszination des Bildes erlegen. Auf großen Umwegen schaffte er das Bild nach London, stellte es in seinem alten Haus auf und geriet immer stärker unter den Einfluß des so realistisch dargestellten Gemäldes.

Sechs Opfer!

Ein halbes Dutzend junger Frauen und Mädchen waren ihm in die mordgierigen Klauen gefallen, mehr als doppelt so viele sollten es noch werden.

Da kannte er keine Gnade, kein Pardon.

Wieder hörte er die Stimme des echten Rippers in seinem Gehirn.

»Ich möchte dich warnen, Freund, denn sie sind dir auf der Spur. Ich spüre es.«

»Wer ist mir auf der Spur?« fragte Ripper zwei.

»Ein Mann.«

»Ich töte ihn!«

»Das will ich hoffen, aber es wird nicht einfach sein, mein Freund. Wirklich nicht. Dieser Mann ist sehr gefährlich. Ich spüre es, wie sich eine Schlinge über dir zusammenlegt. Du mußt schon vorsichtiger sein.«

»Er kann mich nicht daran hindern, das zu tun, was ich für richtig halte.«

»Nein, das nicht, aber gib acht.«

»Danke für deine Warnung.« Ripper zwei richtete sich auf. Einen letzten Blick warf er noch auf das Bild. Die beiden dünnen Strahlen trafen einmal das Gesicht des Opfers, das sich in wahrer Todesangst verzerrt hatte.

Der Ripper bückte sich und hob sein sechstes Opfer hoch. Als die Tote auf seinen Armen lag, wandte er sich nach rechts, so sich die Tür kaum von den dunkel gestrichenen Wänden abhob. Sie war nur zu sehen, wenn man direkt davorstand. Selbst die Klinke war schwarz

poliert.
Er drückte sie mit dem Ellbogen nach unten und betrat den zweiten Raum, der ebenfalls abgedunkelt war. Das Zimmer war völlig leer. Kein Möbelstück stand darin, kein Bild hing an der Wand, dafür befand sich am Boden eine Falltür. An ihrer zum Eingang gewandten Seite begann eine Treppe, deren Stufen in die Tiefe führten.
In den Keller…
Kälte schlug dem Ripper entgegen. Nicht nur die Kälte des Todes, sondern ein eisiger Hauch, der durch die Kühlschlangen entstand, die sich über die Wände des Kellers zogen. Das Geheimnis, das dieser Keller in sich barg, kannte nur der Ripper persönlich.
Und es war so schrecklich und grausam, daß ein normaler Mensch den Verstand darüber verloren hätte…

***

Claudia hockte auf der Couch mit der roten Decke. Das Gesicht unter den schwarzen Haaren war bleicher als sonst. Selbst die Schminke konnte nicht verbergen, daß das Mädchen einiges hinter sich hatte und irgendwie unter Strom stand. Angst peinigte sie.
Ja, sie hatte Angst um ihr Leben!
In ihrem Job lebte man immer mit der Angst. Entweder vor der Sitte oder den Zuhältern, die verdammt rauhe Methoden kannten.
Aber keiner der Bullen oder Zuhälter wollte Claudia ans Leben. Das hatte nur einer vorgehabt: der Ripper.
Sie war Jack the Ripper begegnet und entkommen. Auf dem Straßenstrich hatte sie ihr Geld verdient, war für einen Zuhälter namens Ossy gelaufen und hatte sich nach einigen Anfangsschwierigkeiten mit ihm arrangiert. 80 Prozent ihres Lohns mußte sie abliefern, die restlichen 20 durfte sie behalten. Und die gingen für Kleidung und Kosmetika drauf.
Es war wenig genug. Claudia besaß kaum Bargeld. Ein paar Pfund hatte sie immer in Reserve, und mit ihnen konnte sie wenigstens das Zimmer bezahlen, in das sie geflüchtet war. Es gehörte zu einer kleinen Pension im tiefsten Soho. Hier fragte niemand, wer sie war, woher sie kam und welchem Job sie nachging. Schließlich war sie nicht die einzige Dirne, die sich hier einquartiert hatte, und der Besitzer drückte sogar noch die Hühneraugen zu.
Seit dem Vorfall hatte Claudia kein Geld mehr gemacht. Sie traute sich nicht auf die Straße. In jedem bärtigen Kunden sah sie den Ripper.
Claudia hatte eine regelrechte Angstpsychose bekommen. Sie hockte in ihrem Zimmer und zitterte.
Es war mies eingerichtet. Selbst die Matratze des Betts war durchgelegen. Der Liegestatt gegenüber hing ein blinder Spiegel an

der Wand. Darunter befand sich das Waschbecken, das zahlreiche Kratzer zeigte. Ein alter Schrank war auch noch vorhanden sowie ein Tisch und zwei Stühle.

Natürlich strahlte kein helles Licht, sondern rötliches. Das helle hätte nur die ganze Armut und Erbärmlichkeit des Raumes hervorgerissen, und so etwas wollten die Kunden nicht sehen. Rotes Licht verwischte die Konturen, machte sie weicher und fließender.

Drei Tage hatte sie sich bereits in der Pension verkrochen. Drei Tage und drei Nächte.

Ossy war noch nicht dagewesen, nur eine neue Kollegin, die sie durch Zufall kennengelernt hatte und die ihr jeden Tag etwas zu essen und zu trinken brachte.

Zigaretten auch, denn Claudia qualmte in ihrer Nervosität Kette.

Jetzt waren nur drei Glimmstengel in der Packung, dafür quoll der Aschenbecher über. Weiße Stummel standen in dem dunkeln Grau der Asche.

Claudia schritt zum Fenster, sie kämmte ihre schulterlangen Haare. Sie hatte eine gute Figur. 23 war sie inzwischen, doch sie besaß die Erfahrungen einer alten Frau. Sie trug ein dünnes Kleid aus einem lila Flatterstoff, der mehr als durchsichtig war. Es reichte ihr bis knapp über die Knie. Einen BH hatte sie nicht nötig. Ihr Busen war fest und wippte bei jedem Schritt. Durch den Stoff des Kleides schimmerte nur der dunkle Slip, der mehr als knapp geschnitten war.

Claudia öffnete das Fenster. Es lag zum Hof, und sie brauchte keine Angst zu haben, von der Straße her entdeckt zu werden. Kühle Luft strömte in den Raum. Der Tag war warm gewesen, doch jetzt, nach Anbruch der Dunkelheit, war die Temperatur merklich gesunken.

Sekundenlang blieb Claudia am Fenster stehen, saugte die kühle Luft ein und hustete. Darüber erschrak sie selbst, und sie hielt hastig eine Hand vor den Mund.

Gleich würde ihre neue Freundin kommen. Jane, hieß sie. Den Nachnamen wußte Claudia nicht, aber Jane brachte frische Lebensmittel, Zigaretten und sicherlich auch die Flasche Brandy, um die Claudia sie gebeten hatte.

Es war Samstag heute. An so einem Tag hatte sie das meiste Geld gemacht, doch nun hockte sie in dieser miesen Bude und hatte nur noch Angst.

Angst vor Ossy und auch Angst vor dem Ripper.

Claudia kannte sich aus, sie wußte von den Gesetzen der Unterwelt, denn sie, eine Zeugin, hatte den Ripper gesehen. Noch immer konnte sie nicht begreifen, daß sie ihm entkommen war. Er hatte sein Messer bereits gezogen gehabt, als es in der Nähe fürchterlich krachte. Ein Unfall.

Durch ihn war der Ripper so erschreckt worden, daß er von Claudia

abgelassen und die Flucht ergriffen hatte. Sie war dann dieser Jane buchstäblich in die Arme gelaufen und hatte sich bei ihr ausgeheult. Der erste Schock, denn normalerweise hätte sie einer Frau, die sie gar nicht kannte, nichts erzählt, aber in diesen schrecklichen Augenblicken war es einfach aus ihr herausgesprudelt. Und jetzt kümmerte sich Jane rührend um sie.

Claudia schloß das Fenster. Ihr war kalt geworden. Das Kleid war eben zu dünn, aber für ihren Job genau das richtige. Sie trat vor den Spiegel, sah ihr Gesicht und schüttelte über sich selbst den Kopf.

Nein, so hatte sie selten ausgesehen. Völlig down, fertig, von der Angst gezeichnet. Das war ein Zerrbild ihrer eigenen Person, aber irgendwie mußte sich der Streß bemerkbar machen, unter dem sie laufend stand.

Sie hörte Schritte.

Nichts Ungewöhnliches auf dem Gang und einem Hotel wie diesem hier. Es kamen laufend Mädchen mit ihren »Gästen«. Aber die Schritte stammten nicht von zwei Personen, sondern nur von einer. Im Laufe der Zeit hatte Claudia genau zu unterscheiden gewußt.

Ihre Haltung spannte sich. Unwillkürlich ging sie wieder zurück, um in die Nähe des Fensters zu gelangen. Zur Not konnte sie auf den Hof springen. Aus der ersten Etage machte das wirklich nicht viel.

Vor ihrer Tür verstummten die Schritte.

Es wurde geklopft.

Zweimal, dann eine Pause, und anschließend wiederholte sich das Geräusch.

Claudia atmete auf. Ein Zeichen, ihr Zeichen, denn Jane war gekommen.

»Bist du es, Jane?« fragte sie trotzdem.

»Ja.«

»Warte, ich öffne.« Claudia ging zur Tür. Zweimal drehte sie den Schlüssel, dann zog sie die Tür auf.

Jane trug eine Tüte in der Hand. Ihr blondes Haar war kaum zu sehen, so voll war die Tüte. Claudia nahm sie ihr ab, trug sie zum Tisch und stellte sie auf die Platte.

Inzwischen hatte Jane den Raum betreten und die Tür geschlossen. Sie lächelte. »Na, wie geht es dir?«

Claudia schaute die neue Freundin an. Wieder einmal hatte sie das Gefühl, daß diese Person nicht in das Milieu paßte. Jane hatte ihr zwar von einem verkrachten Studium berichtet und von ihrer Geldknappheit, aber die Geschichte nahm Claudia ihr nicht so recht ab. Sie trug zwar eine etwas herausfordernde Kleidung – einen engen blauen Pulli und einen beigefarbenen kurzen Rock – trotzdem meinte Claudia, alles wäre nur Maske.

»Was ist los?« fragte Jane und lächelte.

»Ich überlege.«

»Und was?«

»Über dich denke ich nach.«

Jane lachte und nahm auf der Bettkante Platz. »Da gibt es nicht viel nachzudenken.«

»O doch.«

»Wieso?«

»Du bist so anders. Schau dir nur das Haar an. Heute hast du es hochgesteckt, das hätte niemand von uns gemacht. Ich meine von den Mädchen, die auf der Straße stehen. Die Kerle sind doch scharf auf lange Haare.«

»Es war mir einfach zu unbequem«, erwiderte Jane. »Ich kann sie auch offen tragen.«

»Nein, nein, laß nur. Wirklich.« Claudia drehte sich um und schaute in die Tüte. »Hast du an den Brandy gedacht?«

»Die Flasche steht unten.«

Claudia begann auszuräumen. Brot, Wurst in Dosen, Orangensaft, Zigaretten, Schokolade. »Wieviel bin ich dir eigentlich schuldig?« fragte sie.

»Im Moment nichts.«

»Wieso? Du hast…«

»Nachher kannst du bezahlen«, sagte Jane. »Wenn du wieder einigermaßen verdienst.«

»Dann bedanke ich mich.« Claudia öffnete die Brandyflasche und holte zwei Zahnputzgläser. »Nimmst du auch einen Schluck?«

»Einen kleinen.«

Den bekam Jane. Claudia schenkte sich einen Dreifachen ein und leerte das Glas fast auf einen Zug.

Jane schüttelte den Kopf. »Glaubst du denn, daß es davon besser wird?«

»Nein, aber ich komme auf andere Gedanken. Die Angst ist einfach zu groß, weißt du.« Sie schenkte noch einmal nach. »Hast du schon mal Angst gehabt?«

»Natürlich.«

»Auch Todesangst?«

»Sicher.«

»Dann müßtest du mich eigentlich verstehen, Jane.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich dich nicht verstehe.«

Claudia nahm wieder einen Schluck. »Du bist so ruhig, Kind. Denn du müßtest Angst haben, daß nicht alles glattgeht. Ich meine, der Ripper wollte mich töten. Ich entkam, habe dich getroffen und dir alles erzählt. Wahrscheinlich beobachtete er uns, liegt schon auf der Lauer und wartet nur darauf, daß er uns erwischen kann. Mir hätte das Angst gemacht.«

»Mir vielleicht auch.«
»Und dann bist du so ruhig?«
»Soll ich schreiend durch die Gegend laufen?«
»Nein, nein. Aber…« Claudia schüttelte den Kopf. Ihre langen Haare flogen. »Ich begreife das nicht. Da vertraue ich einer wildfremden Person, von der ich nicht einmal den Nachnamen weiß. Wie heißt du eigentlich?«
»Collins, Jane Collins.«
Claudia schaute auf. »Ist das dein echter Name?«
»Ja, warum sollte ich lügen?«
»In diesem miesen Job hier wird nur gelogen«, erwiderte die dunkelhaarige Dirne.
»Aber es ist mein richtiger Name.«
»Und dein Beruf?« Claudia schaute ihrer neuen Bekannten direkt ins Gesicht.
»Den weißt du doch.«
»Nein, Jane. Das nehme ich dir nicht ab. Du bist keine von uns. Wirklich nicht.«
Natürlich gehörte Jane Collins nicht zu den Gunstgewerblerinnen, aber sie war in diese Rolle hineingeschlüpft, um den Ripper fassen zu können. Der Vater einer Verschwundenen hatte sich an sie gewandt, damit sie den unheimlichen Killer stellte. Jane hatte lange überlegt und gezögert, denn diese Aufgabe erforderte sehr viel Mut, Risikobereitschaft und Einsatzwillen. Es war mit der gefährlichste Auftrag, den sie angenommen hatte. Und sie hatte sich gründlich darauf vorbereitet.
Zunächst brauchte sie ein Image. Das hatte sie sich aufgebaut, und niemand wußte zudem von ihrem Job. Weder John Sinclair noch irgendwelche Leute von der Polizei. Jane Collins wollte den Weg völlig allein gehen und den Ripper stellen. Das hatte sie sich zur Aufgabe gemacht, die sie bis zur letzten Konsequenz durchführte. Sie dachte gar nicht daran, Claudia zu verraten, wer sie in Wirklichkeit war. Sie hätte das Mädchen nur unnötig in Gefahr gebracht, was auf keinen Fall geschehen sollte, denn sie war schon gefährdet genug, weil Jane davon ausging, daß sich der Ripper sicherlich die Zeugin vornehmen würde.
»Sag endlich die Wahrheit!« forderte Claudia ihre neue »Kollegin« auf.
»Die habe ich dir gesagt. Ich gebe gern zu, daß ich noch kein Profi bin, aber was nicht ist, das kann ja noch werden, nicht wahr, meine Liebe?«
Claudia winkte ab. »Vergessen wir es. Zudem muß ich dir dankbar sein, daß du mich gerettet hast und nun für mich sorgst.« Sie zündete sich eine Zigarette an. »Was machst du mit dem angebrochenen

Abend?«

»Ich werde nach unten gehen.«

»Auf die Straße?«

»Wohin sonst?«

Claudia wirkte plötzlich nachdenklich. »Dann paß auf dich auf«, sagte sie leise.

»Warum?«

»Weil einige Schwestern sauer sind, daß sich eine Neue in ihrem Revier breitmacht, deshalb. Ich habe da so etwas läuten hören. An Gerüchten ist meist ein Fünkchen Wahrheit dran.«

»Danke für den Tip. Zuvor will ich etwas essen, das Mitgebrachte reicht für uns beide.« Jane wollte noch etwas hinzufügen, sah jedoch, wie Claudias Haltung sich spannte.

»Ist was?«

»Ja.« Claudia legte die Zigarette weg. »Da kommen zwei Typen über den Gang.«

»Das geschieht öfter.«

»Sicher. Nur erkenne ich einen von ihnen bereits an der Schrittfolge. Es ist Ossy!« Claudia warf die Zigarette in den Ascher und eilte zum Fenster.

»He, was ist los?«

»Ich haue ab!« zischte sie. »Der kriegt mich nicht in die Finger. Ich lasse mich nicht fertigmachen. Ossy ist ein Schwein, der arbeitet mit Säure.«

Da sagte sie Jane Collins nichts Neues. Auch sie kannte die Methoden der Zuhälter, doch sie hatte keine Lust, vor Ossy zu verschwinden. »Bleib hier!«

»Nein.«

Es war schon zu spät. Bevor Claudia das Fenster noch geöffnet hatte, flog die Tür durch zwei wuchtige Fußtritte aus einer Angel, fiel ein Stück nach innen und blieb schließlich schräg hängen.

Ossy stand auf der Schwelle. Und er hatte gleich Verstärkung mitgebracht.

Mit einem Schrei fuhr Claudia herum. Sie schaute in Ossys grinsendes Gesicht und in die kalten, tückischen Augen. Da wußte sie, daß sie verloren hatte…

***

Wir studierten die Akten, und dabei sehnte ich mich nach Glendas Kaffee, denn ich hatte das Gefühl, mein Mund wäre mit Staub gefüllt. Will und ich hatten uns den Berg geteilt. Wir gingen die Seiten Satz für Satz durch, suchten nach Spuren, nach irgendwelchen Gemeinsamkeiten der Opfer, tauschten die Akten sogar noch aus, nachdem wir sie durchgelesen hatten, doch da war nichts.

Sechs Männer oder junge Frauen!

Der echte Ripper hatte sich nur an Dirnen vergriffen, sein Nachfolger tötete wahllos. Ihm kam es nicht darauf an, was die Frauen von Beruf waren, er nahm sie, wie sie kamen, so grausam sich das auch anhört, es war eine Tatsache, Mit einem Fluch auf den Lippen klappte Will Mallmann seine Akte zu. »Nichts«, sagte er. »Nur Spuren, die samt und sonders auf denselben Täter hindeuten.«

Auch ich schloß die Akte. »Bei mir sieht es ebenso aus.«

»Und was machen wir?«

Das war eine gute Frage, auf die ich keine Antwort wußte und nur die Schultern heben konnte.

Will Mallmann stand auf und reckte sich. Vom langen Sitzen war er müde geworden.

Ich murmelte: »Der Ripper läuft durch London und kann jeden Moment wieder zuschlagen. Wir aber hocken hier, wissen nicht, wo er sich versteckt hat und sind verzweifelt. Das ist die berühmte Stecknadel im Heuhaufen.«

Vor dem Fenster blieb Will Mallmann stehen, drehte sich um und nahm auf der Fensterbank Platz. »Da gibt's nur eins«, sagte er, »wir machen uns auf die Suche.«

»Und wo bitte?«

»Von den sechs Opfern waren ja vier Huren. Das läßt doch auf eine Gemeinsamkeit schließen. Außerdem sind sie im Dunstkreis von Soho umgebracht worden. Wie wär's, wenn wir dort mal durch die Straßen schleichen?«

Ich drehte mich auf dem Stuhl, schlug die Beine übereinander und spielte mit einem Bleistift. »Weißt du eigentlich, Will, wie groß Soho ist?«

»Ja.«

»Dann kannst du dir den Plan schon irgendwohin stecken.«

»Willst du sitzen bleiben?«

»Nein, natürlich nicht.« Es war auch zum Heulen. Irgendwie befand ich mich in einer miesen Stimmung. Wenig geschlafen in der vergangenen Nacht, dann Akten gelesen, und jetzt noch die Frage, wohin mit dem ganzen?

»Komm, gib dir einen Ruck«, sagte Will.

»Als Urlauber bist du sehr arbeitswütig«, hielt ich dem Kommissar entgegen.

»Ich denke da mehr an unseren Bummel.« Will grinste. »Warum sollen wir das Angenehme nicht mit dem Nützlichen verbinden?«

Da hatte Will recht. Doch angenehm würde der Bummel bestimmt nicht werden. Schließlich bewegten wir uns nicht locker und entspannt durch die Szene, sondern das Gegenteil war der Fall.

Wir wollten den Ripper, einen gefährlichen Täter, der vor nichts

zurückschreckte und von dem niemand wußte, wie er aussah und wer er überhaupt war. Vielleicht verbarg sich hinter der Maske des Rippers ein völlig »harmloser« Familienvater, der seine Touren kriegte und von einem wahren Mordrausch überfallen wurde?

Wir von der Polizei hatten schon viel erlebt. Und gerade ich konnte ein Lied davon singen.

Bevor ich mich erhob, griff ich zum Telefon. Irgendwie hatte ich ein schlechtes Gewissen Jane gegenüber. Ich hatte sie in den letzten Tagen anrufen wollen, sie jedoch nicht erreicht. Da es auf den frühen Abend zuging, hoffte ich, nun mehr Glück zu haben.

Jane meldete sich nicht.

»Sie ist immer noch nicht da«, sagte ich, als der Hörer wieder auf die Gabel fiel.

Will wußte Bescheid, wen ich anrufen wollte. »Da wird doch nichts passiert sein?«

»Ich weiß nicht. Normalerweise sagt sie Bescheid, wenn sie irgend einen Fall hat, der sie in ein anderes Land oder in eine andere Stadt führt. Aber so…«

»Dann laß uns gehen.«

Dafür war ich auch, wollte jedoch meinem Chef, dem guten Sir James, Bescheid geben.

Ich fand ihn hinter dem Schreibtisch. Er diktierte Briefe in ein Gerät. Als ich eintrat, schaltete er auf *Stopp*. »Erfolg gehabt?« fragte er.

»Nein.«

»Wäre auch ein Wunder gewesen«, erwiderte er spöttisch.

»Sie sagen es, Sir.«

»Und was haben Sie jetzt vor?«

»Kommissar Mallmann und ich machen einen Wochenendbummel durch Soho.« Ich sah, wie Sir James rot anlief und tief Luft holte, um zu einem Donnerwetter anzusetzen. Rasch fügte ich hinzu.

»Und vielleicht läuft uns dabei sogar der Ripper über den Weg…«

Dann schloß ich schnell die Tür.

***

Er sah gut aus, dieser Ossy. Fast konnte man ihn sogar als schön bezeichnen.

Das Haar hatte er blond gefärbt, und es lag in weichen Wellen um seinen Kopf. Braungebrannt war er. Das helle Jackett stand dazu im Gegensatz. Es war aus Cord, die enge, rötlich schimmernde Hose jedoch aus geschmeidigem Leder. Dafür zeigte das Hemd ein seidiges Schillern.

Ossys Kumpel fiel gegen ihn stark ab. Er war der Schläger und sah in seiner schwarzen Kleidung aus wie ein Sargträger. Schultern wie ein Kleiderschrank hatte er, und das Gesicht glich einem Feuermelder,

direkt zum Einschlagen.

Jane Collins wurde von den beiden überhaupt nicht beachtet.

Ossy hatte nur Augen für Claudia. »Da ist ja mein kleiner Darling. Wie lange habe ich nach dir gesucht und dich endlich gefunden. Komm her zu mir und begrüße mich…« Der Zuhälter streckte beide Arme aus.

Claudia schüttelte den Kopf. Sie wollte nicht. Auf ihrem Gesicht lag die nackte Angst.

»Komm schon!«

Der Befehl klang scharf. Er war hart ausgestoßen worden und bewies, daß Ossy kein Pardon kannte. Er hatte seine Augen zu Schlitzen verengt, der Mund bildete einen nach unten gezogenen Strich in dem verlebt wirkenden Gesicht.

Jane Collins ahnte, was kam. Fieberhaft dachte sie über eine Lösung nach.

Der andere behielt sie im Auge. Er regte sich zwar nicht, aber sein Blick sagte genug. Zudem hielt er etwas in der rechten Hand, das Jane erst jetzt als kleine Säureflasche identifizierte, die einen Sprühball besaß.

Sie wollten es also hart machen!

Und Ossy begann.

Seine Hand war schnell, wie eine zustoßende Klapperschlange.

Bevor Claudia noch nach hinten ausweichen konnte, hatten die fünf Finger bereits zugepackt, den Kleiderstoff an der Schulter gefunden und ihn zerrissen. Claudia schrie.

Das Klatschen übertönte sogar noch ihren Schrei, als Ossys Linke ihre Wange traf. Claudia flog quer durch den Raum und blieb auf dem Bett liegen.

Ossy lachte und rieb seine Hände. »Komm her, Ed!«

Der andere setzte sich in Bewegung. Er hielt die kleine Flasche sprühbereit. Eine gelbliche Flüssigkeit schwappte darin.

Entweder Salz- oder Schwefelsäure…

Drei Schritte weit ließ Jane Collins den Kerl kommen, den griff sie ein.

Das »Halt« war nicht einmal laut gesprochen, doch wurde es von beiden Kerlen gehört.

Sie stoppten tatsächlich. Dann drehten sie sich langsam um und schauten direkt in die Mündung der Astra-Pistole, die Jane aus ihrer Handtasche geholt hatte.

Das Grinsen auf den Gesichtern der Kerle fror ein. Damit hatten sie nicht gerechnet.

»Ihr werdet jetzt verschwinden«, sagte Jane, »oder ich schieße euch zwei Löcher in eure dummen Schädel. Haben wir uns verstanden?«

Ossy nickte. »Sicher, Süße, wir haben uns verstanden. Allerdings

frage ich mich, ob du dir da nicht zuviel vorgenommen hast. So ein Ding kann leicht losgehen.«

»Das weiß ich.«

»Dann würdest du schießen?«

»Das kommt auf euch an.«

Hinter ihnen begann Claudia sich zu regen. Sie drehte ihren Körper und kroch über das Bett.

»Bewege dich vorsichtig, Claudia«, rief Jane. »Und sieh zu, daß du den Hundesöhnen nicht vor die Körper kommst.«

Ossy grinste schal. »Profi, wie?«

»Vielleicht.«

»Auch Profis sterben.«

»Erst seid ihr an der Reihe.« Jane ließ sich nicht einschüchtern.

Die Zuhälter drohten nur. So leicht brachten sie niemand um. Sie zerbrachen die Mädchen zwar, aber wenn eine tot aufgefunden wurde, gab das immer viel Wirbel, so daß ihre Geschäfte schlagartig zurückgingen, was keiner gern hatte.

Claudia stand jetzt vor dem Bett. Auch Jane hatte sich von ihrem Stuhl erhoben. Sie wies Claudia an, den Tisch zu umrunden und so hinter ihr vorbeizugehen.

Claudia tat es. Sie zitterte am gesamten Körper. Ihre rechte Wange war geschwollen und zudem tränennaß. An der Schulter war das Kleid zerrissen. Die helle Haut schaute hervor.

An der Tür blieb Claudia stehen. »Und jetzt?« fragte sie. Ihre Stimme bebte.

»Geh hindurch auf den Gang und lauf zur Treppe vor.«

»Was machst du?«

»Ich komme nach.«

Claudia drängte sich durch den Spalt. Dabei berührte sie die Tür, die leicht schwankte, aber dennoch hielt.

Jane Collins wartete noch. Sie wollte dem Girl die Chance geben, die Treppe zu erreichen. Dann mußten sich beide sputen, denn die Kerle sahen nicht so aus, als wollten sie die Mädchen ungeschoren davonkommen lassen.

Eds Gesicht blieb ausdruckslos, aber aus der schönen, sonnenbraunen Visage des Zuhälters Ossy sprach der blanke Haß.

Langsam ging Jane zurück. Ihr Glück war es, daß die beiden Kerle dicht nebeneinander standen, so daß Jane sie immer gut im Auge behalten konnte.

Den linken Arm hatte sie nach hinten gestreckt. Als ihre Finger die Tür berührten, hielt sie ein.

Ossy grinste jetzt. »Willst du uns erschießen, du kleine Hure?« fragte er.

»Nein.«

»Wie großzügig.« Sie waren beide erfahren genug, um zu erkennen, in welcher Klemme sich Jane Collins befand. Sie konnte die beiden nicht ausschalten. Wenn sie verschwand, würden die Zuhälter augenblicklich die Verfolgung aufnehmen.

Das war das große Risiko.

Jane schaffte es, durch die zerstörte Tür zu steigen, ohne dabei die Kerle aus den Augen zu lassen. Dann war sie verschwunden und wandte sich augenblicklich nach rechts, wo der Gang auf die Treppe zuführte. An seinem Ende wartete Claudia.

Zum Glück war er leer. Sollten die Zuhälter durchdrehen, würden sie keine Unbeteiligten mit in Gefahr bringen. Darauf kam es der Detektivin an.

»Lauf!« schrie sie Claudia an, die wie versteinert dastand und sich nicht rührte.

Sekunden danach begriff das Mädchen. Da hatte Jane sie bereits eingeholt.

Claudia stolperte die Stufen hinab.

Jane aber blieb stehen. Und sie tat richtig daran. Kaum hatte sie sich umgedreht, als die Tür zu Claudias Zimmer endgültig aus den Angeln gerissen wurde.

Ed erschien.

Er war wie ein Schatten, blitzschnell, und er hielt eine Waffe in der rechten Hand.

»Weg damit!« schrie Jane.

Ed dachte nicht daran, riß die Pistole hoch und feuerte. Auch Jane schoß, denn sie mußte ihr Leben verteidigen.

Eds Kugel hörte sie pfeifen. Bevor der Kerl jedoch zum zweitenmal abdrücken konnte, zog sie den Stecher der Astra durch. Jane hatte sich Zeit gelassen, und ihre Kugel traf.

Obwohl sie eine geweihte Silberkugel verschossen hatte, besaß diese bei Menschen den gleichen Effekt wie ein normales Bleigeschoß. Zuerst zuckte Ed nur zusammen. Dann stieß er einen Schrei aus und taumelte dorthin, wo er hergekommen war. Genau auf die Tür von Claudias Zimmer zu.

Der Raum wurde soeben von Ossy verlassen. Sein verletzter Kumpan fiel gegen ihn.

Wie schwer Ed verletzt war, konnte Jane Collins nicht erkennen, auf jeden Fall brach er zusammen und behinderte den anderen Zuhälter. Die Detektivin bekam eine Chance.

Jane Collins zögerte keine Sekunde länger. Als die ersten Türen aufgerissen wurden, der Schuß war schließlich nicht ungehört geblieben, befand sich Jane Collins bereits auf dem Weg nach unten.

Sie flog die Stufen hinab.

Der Portier und Besitzer kam ihr entgegen. Fast hätte sie ihn

umgerannt, und ihr fiel blitzschnell eine gute Ausrede ein. »Da oben ist eine Schießerei.« Dann war sie vorbei. Noch eine Kehre, und sie konnte in den Raum schauen, der sich Foyer nannte.

Er war noch mieser als mies. Vor der Anmeldetheke stand Claudia. Der blasse Schein einer Lampe fiel auf ihr Gesicht und ließ es noch bleicher erscheinen.

»Du?« rief sie Jane entgegen. »Ich dachte…«

»Denke nicht!« erwiderte Jane Collins. »Nur weg…« Sie sprang die restlichen Stufen hinunter und riß die überraschte Claudia mit sich. Im Nu waren sie auf der Straße. Es war mehr eine Gasse.

Ziemlich eng sowieso schon, und dann noch auf einer Seite vollgestopft mit parkenden Wagen. Meist teure Schlitten, die den hier regierenden Zuhältern gehörten. Auf der Seite, wo keine Autos parkten, befand sich eine Bar, neben der anderen. Dazwischen Hotels und kleine Porno-Shops, in denen die billigen Filme liefen.

An freien Hauswänden lehnten die Mädchen vom horizontalen Gewerbe. In der Dunkelheit sahen sie noch ziemlich unverlebt aus, in Wirklichkeit war es jedoch anders. Grelles Licht würde all ihre Schattenseiten hervorholen.

Claudia schluchzte und atmete keuchend. Große Angst beherrschte sie. »Was wollen wir tun?«

Jane schaute sich um. Aus dem Hotel hörte sie Schreie. Irgendwo über ihnen flogen Fenster auf. »Wir müssen weg!«

»Zu Fuß?«

»Nein, mein Wagen steht da vorn.« Gleichzeitig begann Jane Collins zu rennen und zog die widerstrebende Claudia kurzerhand mit. Bis zu Janes VW waren es nur ein paar Schritte, und sie wären auch gut weggekommen, hätte sich nicht ein Jaguar Sportwagen direkt hinter den VW gestellt und ihn eingeklemmt.

Jane Collins wußte, was sie sich und ihrer Erziehung schuldig war, sie unterdrückte den Fluch, er wäre sicherlich nicht ladylike gewesen. Es gab für sie nur diese eine Chance.

»Steig ein!« fuhr die Detektivin das Mädchen Claudia an.

»Du willst weg?«

Jane hatte schon aufgeschlossen. »Ja, dieser Kerl macht doch seine Freunde mobil.«

Claudia nickte. Sie lief hastig um den Wagen herum und riß die Tür auf, nachdem Jane die Sperre gelöst hatte.

Die Detektivin wurde eiskalt. Nun zeigte es sich, daß sie gute Nerven besaß. Sie hatte schon des öfteren in gefährlichen Klemmen gesteckt. Da nutzte es wirklich nichts, wenn man voller Panik reagierte.

Jane hatte ihre Tür schon geschlossen. Claudia warf sie wenig später ins Schloß.

Die Detektivin wollte den Zündschlüssel herumdrehen, als sie noch

einmal einen Blick in den Außenspiegel warf. Im Spiegel konnte sie die gesamte Gehsteigfront mit den Bars und Hotels überblicken.

Sie sah Ossy.

Er stürzte soeben aus dem Eingang des Hotels, blieb stehen und schaute sich wild um.

Jane zuckte zusammen. Wenn sie jetzt startete, hörte der Zuhälter es. Zudem kam sie nicht sofort aus der Parklücke, sie mußte erst rangieren. Dadurch wurde dieser Verbrecher sicherlich noch stärker aufmerksam.

»Warum fährst du nicht?« Claudia zitterte auf dem Nebensitz.

»Es geht nicht. Ossy ist da!«

»Nein!« Claudias Gesicht verzerrte sich, und abermals überfiel sie die Angst.

Jane Collins blieb ruhig. Sie beobachtete Ossy im Rückspiegel. Er wußte im ersten Augenblick nicht, was er tun sollte. Dann kam der Portier. Mit ihm sprach Ossy, der Mann jedoch hob die Schulter.

Dafür kassierte er von dem Zuhälter einen Stoß gegen die Brust, der ihn bis vor die Hauswand warf.

Schließlich befragte Ossy die herumstehenden Dirnen.

Claudia hatte sich ebenfalls umgedreht. Als sie sah, was ihr Zuhälter tat, wurde sie noch bleicher. »Jetzt hat er uns gleich. Die Weiber verraten uns doch.«

Jane antwortete nichts. Sie schaute nur nach, ob die Türen auch von innen verschlossen waren. Alles klar, da hatte sie keinerlei Bedenken.

»Sollen wir nicht lieber fliehen?« flüsterte das Mädchen. »Ich kenne hier auch ein paar Verstecke, in die wir uns immer verkrochen haben, wenn die Bullen kamen.«

»Die kennt Ossy auch.«

»Was wird er tun?«

Jane lachte leise. »Uns suchen.«

»Und dann?«

»Werden wir sehen.«

»Deine Nerven möchte ich haben. Ich vergehe hier fast vor Angst, und du…«

»Sei still!« zischte Jane, »er kommt.« Und im nächsten Augenblick: »Runter mit dir!« Sie streckte dabei den Arm aus und drückte Claudias Kopf nach unten.

Sie selbst blieb halbhoch. Zum Glück stand keine Laterne in der Nähe, die ihr Licht in den Wagen gestreut hätte, so daß das Innere des VW's ziemlich dunkel war.

Und Ossy kam näher…

***

Jack the Ripper war wieder unterwegs!

Er hatte sich lange genug in seinem Haus aufgehalten und dabei zahlreiche Telefongespräche geführt. Beim zweitletzten endlich hatte er Erfolg gehabt. Er wußte jetzt, was er wissen wollte, und das bereitete ihm ein diebisches Vergnügen.

Sie würde daran glauben müssen. Diese verdammte Zeugin, die ihn gesehen hatte. In dieser Nacht sollte sie sterben. Er kannte jetzt ihren Namen.

Claudia Ferris, hieß sie.

Und sie war eine Dirne. Ein widerliches Straßenmädchen, das sich für Geld hingab. Um sie war es nicht schade, so dachte der Ripper, der vom Geist seines Vorgängers fast vollständig erfüllt war.

Bevor er gegangen war, hatte er lange vor dem Bild gestanden und nur gestarrt. Es war unheimlich gewesen. Das Gesicht des echten Rippers schien sich verändert zu haben, als wollte er sagen: Mach es! Mach es gut!

Die Stimme hatte wieder in seinem Hirn nachgeklungen. Sie mußte aus der Unendlichkeit der Dimensionen gekommen sein, war in den zweiten Ripper eingedrungen und hatte dessen Seele übernommen. Er fühlte immer mehr, wie er zu einem Abbild des Original-Rippers wurde, und es war ihm sehr schwer gefallen, sich nicht die Kleidung überzustreifen, die der wahre Ripper immer getragen hatte. Der andere hatte sich diese Kleidung täuschend echt nachgenäht, sogar der Schlapphut war vorhanden.

Ein Blick in den Kellerraum hatte ihm bewiesen, daß alles in Ordnung war. Die Welt würde vor Entsetzen erstarren, wenn er dieses Geheimnis mal lüftete. Und der Tag kam, darauf freute er sich besonders. Jetzt war erst einmal Claudia Ferris an der Reihe. Sie mußte in dieser Nacht ihr Leben lassen.

Der Ripper wurde zwar gesehen, wie er in seinen kleinen Wagen stieg, doch niemand schöpfte Verdacht. Eine Frau, die vom nahen Kiosk kam, blieb stehen und grüßte freundlich.

Der Ripper grüßte zurück.

»Bei dem Wetter lohnt es sich, loszufahren«, sagte sie. »In der City ist sicherlich was los.«

Der Ripper nickte. »Kann sein, aber ich fahre zu einer Bekannten. Sie wohnt außerhalb und hat einen wunderschönen Garten.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Spaß.«

»Danke.« Der Ripper stieg in seinen Wagen. Es war ein dunkelblauer Renault mit Heckklappe. Fünf Türen brauchte er. Vor allen Dingen die am Heck. Sie öffnete er, um seine Opfer in den Wagen zu legen. Vor die Scheiben konnte er Gardinen ziehen, damit niemand etwas mitbekam.

Er stieg ein.

Die Frau war ins Haus gegangen. Als sie die Tür zuschlug, startete

der Ripper den Wagen. Er rollte aus der schmalen Einfahrt, und kratzte fast noch mit dem Kotflügel gegen die Backsteinmauer.

Dann hatte er die Straße erreicht, betätigte den Blinkhebel und fuhr nach rechts.

Er wußte inzwischen, wo er mit seiner Suche beginnen sollte. In einem Londoner Bezirk, der weltbekannt war und alles an Vergnügen bot, was sich ein Tourist nur denken konnte. Hier hatte auch Jack the Ripper gemordet und war im letzten Jahrhundert wie ein Phantom durch das damals noch stille Viertel geschlichen.

Ziel des Rippers war: Soho!

***

Unser Ziel: ebenfalls Soho.

Einen Parkplatz in Soho zu finden, ist normalerweise unmöglich.

Als wir loszogen, da brauchte ich erst gar nicht nach einem Parkplatz Ausschau zu halten, ich fand sowieso keinen.

Deshalb wunderte Will Mallmann sich, als ich ein Polizeirevier ansteuerte und den Bentley auf dessen Hof lenkte. Das Revier lag im Herzen von Soho, inmitten des heißen Vergnügungsviertels, zwischen Covent Garden und Piccadilly.

»Was sollen wir denn hier?« erkundigte sich der deutsche Kommissar erstaunt.

Als ich die Wagentür zuschlug, schaute bereits ein Uniformierter aus dem Fenster. Ich ging auf ihn zu und blieb dicht unter dem Fenster stehen.

»Oberinspektor Sinclair.« Der Sergeant grinste, weil er mich kannte. »Auch mal wieder auf Trip.«

»Und wie! Leider dienstlich. Den Wagen kann ich ja hier stehen lassen?«

»Klar doch.« Der Sergeant beugte sich noch weiter vor. »Geht es wieder um Geister?«

Ich hatte keinen Grund, den Mann anzulügen. »Diesmal vielleicht nicht. Jack the Ripper.«

Der Sergeant pfiff durch die Zähne. »Das ist ein Ding. Vor einer Stunde ist die Anweisung gekommen, daß wir wieder die Augen offenhalten sollen.«

»Weiß man was Neues?«

»No, aber das hier ist Ripper-Wetter, wenn ich es mal so leger sagen darf.« Er schniefte. »Schwüle Nächte, da steigen die Emotionen. Wir hatten schon einige Schlägereien, es wird sicherlich noch mehr geben, davon bin ich überzeugt.«

Der Sergeant war ein alter Praktiker. Er wußte genau, was er sagte. Ich sah keinen Grund, über seine Worte zu lächeln. Er wünschte uns noch viel Erfolg, dann marschierten wir los.

Will Mallmann war wie auch ich bewaffnet. Er hatte eine Ersatz-Beretta von mir bekommen und trug sie in einer Schulterhalfter.

Wir stürzten uns in den Trubel. Will Mallmann bekam große Augen und war sehr erstaunt, als er hörte, wie viele Menschen deutsch sprachen. »Das ist ja bald wie in Frankfurt«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Unwahrscheinlich.«

»London ist eben eine Reise wert«, erwiderte ich. »Man sieht es an dir, du bist ja auch gekommen.«

»Aber nur weil du hier wohnst.«

»Das kann jeder sagen.«

Wir wurden schnell ernst, denn ich hatte bereits das erste Lokal ausgemacht, in dem man einiges erfahren konnte. Es war eine Mischung aus Bar und Spielhölle.

In dem großen Raum nach dem Eingang standen die Spielautomaten, weiter hinten führte ein tunnelähnlicher Gang in die rot beleuchtete Bar, wo auch gestript wurde.

Eine *Oma* schälte sich soeben aus den Klamotten, und einige Männer pfiffen, als sie sich produzierte. Ich konnte darüber nicht mal lächeln. Mir taten diese Frauen leid, die sich für wenig Geld vor den Gaffern auszogen. Die meisten bekamen hinterher das heulende Elend, und dann fixten sie, um alles zu vergessen. Ein perverser Kreislauf.

Hinter einer Hufeisentheke residierte die Wirtin. »Die kommt übrigens aus Deutschland«, sagte ich zu Will. »Man nennt sie die dicke Berta.«

Drei Zentner brachte sie bestimmt auf die Beine. Als sie mich sah, verzog sich ihr Gesicht zu einem Lächeln. Im Gegensatz dazu stand ihre Frage. »Sinclair, der Bulle. Hat man Sie noch immer nicht abgeschossen, oder sind Sie kugelfest.«

»Ich habe mir geschworen, nach Ihnen zu sterben.«

Die dicke Berta lachte rauh. »Da können Sie noch lange warten, mein Lieber.« Sie trug ein schwarzes Kleid mit Perlenstickerei. Aus dem Ausschnitt quollen die Ansätze fleischiger Brüste.

»In einem Spezialmagazin hat sie mal als Pornomodell posiert«, sagte ich zu Will.

»Gibt's denn Leute, die sich so etwas anschauen?«

»Wahrscheinlich. Das verdiente Geld hat sie nämlich in diese Halle gesteckt.«

Sie brachte uns Getränke. »Sie waren zwar lange nicht mehr hier, Sinclair, aber das Zeug ist alkoholfrei bis auf einen klitzekleinen Schuß Gin.«

Ich nippte. Gelogen hatte die dicke Berta nicht. Um uns herum war es seltsam leer geworden. Bertas Stimme hatte fast jeder vernommen. Die Leute wußten also, daß wir von der Polizei waren.

»Geh nicht weg«, sagte ich.

»Sie vertreiben mir die Gäste.«
»Wir sind auch gleich wieder verschwunden.«
Die dicke Berta legte ihren Busen auf die Theke und blies mir eine Bierfahne ins Gesicht. »Hier gibt es keine Geister, Sinclair«, erklärte sie. »Die jagen Sie doch – oder?«
»Möglich, aber im Augenblick nicht.«
»Wen denn?«
»Jack the Ripper!«
Die Wirtin wurde unter der fetten Schminkschicht bleich. »Dieses Schwein!« knurrte sie.
»Und?«
Sie bewegte so heftig den Kopf, daß ihre beiden Ringohrringe waagerecht standen. »Ich will Ihnen mal was sagen, Sinclair. Ich reiße so leicht keinen in die Patsche, aber wenn es um den Ripper geht, würde ich Ihnen alles sagen, mein Junge. Leider weiß ich nichts.«
»Da soll eine Zeugin existieren«, fuhr ich fort.
»Und die lebt noch?«
»Wahrscheinlich.«
»Das ist sie doch nicht, oder?« Sie griff unter den Bartresen und holte ein fast druckfrisches Exemplar hervor, das sich als Extrablatt auswies. Dieser Shane hatte schnell geschaltet und sogar ein Foto des letzten Opfers aufgetrieben. Mit dem dicken Zeigefinger deutete die Wirtin auf das Bild. »Das ist sie doch nicht, die ihr sucht – oder?«
»Sie suchen wir auch, ebenso die fünf Opfer vor ihr, aber ich meine die Zeugin.«
»Sie war eine Nutte«, sagte Will auf deutsch.
Da strahlte die dicke Berta. »Hallo, Landsmann. Wo kommen Sie her?«
Will erzählte es.
»Ich habe mal in Köln gewohnt. Aber die Themse stinkt ebenso wie der Rhein.« Dann schüttelte sie den Kopf. »Tut mir leid, Kameraden, ich weiß wirklich nichts, auch nicht von einer kleinen Hure, die zufällig Zeugin geworden ist.«
»Dann wollen wir mal weiter schauen.« Ich rutschte vom Hocker und zahlte.
Als wir gingen, nahmen die Gäste ihre Plätze wieder ein. Sie hatten in der Spielhalle gewartet.
»Und jetzt?« fragte Will.
Draußen sagte ich. »Die nächste Kneipe.«
»Du kennst dich aus.«
»Das erfordert dein Beruf.«
»Sage ich auch immer.«
Wie zwei Touristen schlenderten wir über den Gehsteig. Das grelle, farbige Licht der Reklame tauchte unsere Gesichter in einen bunten

Schein. Oft genug wurden wir angesprochen, doch die Mädchen interessierten nicht. Wenn wir sie gefragt hätten, dann hätten sie sowieso nicht viel gesagt.

In vier Bars versuchten wir es noch. Ohne Erfolg. Langsam wurde ich unruhig.

Dann steuerten wir die sechste Bar an. Sie lag in einer Sackgasse und nannte sich »Twenty Five«.

»Warum der Name?« fragte Will.

»Weil es hier angeblich Mädchen aus 25 Ländern gibt, die du dir aussuchen kannst«, erwiderte ich.

Will grinste. »So etwas habe ich auch noch nicht gehört und gesehen. Dabei bin ich viel rumgekommen.«

Wir blieben vor dem Eingang stehen, über dem eine große leuchtete. »Das ist auch ein Geheimtip. Nicht für jeden zugänglich. Die haben hier alles. Sauna, Massage, Spielzimmer, was immer du dir darunter vorstellen kannst, und so weiter.«

»Das Publikum?«

Ich hob die Schultern. »Es ist gemischt. Zumeist Zuhälter, ansonsten Leute, die auf den Shilling nicht gerade zu schauen brauchen.«

»Wie immer.« Will blieb vor der Tür stehen. »Und du meinst, hier etwas über den Ripper zu erfahren?«

»Nein, aber über das Mädchen, das ihm angeblich entkommen ist. Die Kleine wird sicherlich geplaudert haben, irgendeinem muß sie das erzählt haben, und wer kommt in Frage? Der Zuhälter.«

So einfach kamen wir nicht rein. Die stabile Tür besaß eine Klingel und ein Guckloch.

Ich schellte, hörte innen ein Summen, und dann bewegte sich etwas hinter dem Guckloch. Alsdann ertönte eine Stimme. Sie drang aus einem für uns unsichtbar angebrachten Lautsprecher.

»Sind Sie Mitglied?«

»Nein«, antwortete ich. »Aber es könnte Ärger geben, wenn Sie uns nicht einlassen.« Ich hielt meinen Ausweis hoch und sagte gleichzeitig, von welcher Firma ich war.

Das Wort Scotland Yard wirkte Wunder. Wir hörten ein summendes Geräusch, dann konnten wir die Tür aufdrücken.

Wir betraten ein halbdunkles Foyer, aus dessen Hintergrund jemand angerannt kam. Ein kleiner Mann im weißen Smoking und einer Rose im Revers. Seine Glatze schillerte, ich sah Schweißperlen darauf. Er rang die Hände.

»Sie wissen es schon?« fragte ich.

»Ja, Polizei. Wir haben uns nichts zuschulden kommen lassen. Was hier geschieht, ist freiwillig, keine minderjährigen Mädchen und auch kein Rauschgift.«

Ich winkte ab. »Reden Sie hier nicht rum«, sagte ich. »Uns geht es um

etwas anderes. Wir wollen an der Bar Platz nehmen, mehr nicht. Dafür sollten Sie doch Verständnis haben.«

»Natürlich, sicher.«

»Na bitte.«

Er ließ nicht locker. »Um was geht es denn?«

»Wir sind fast privat hier«, sagte ich und folgte dem Schild, das auf die Bar hinwies.

Wir landeten in einem runden Raum, der sich ganz langsam um die eigene Achse drehte. Man hatte wirklich mit Kosten nicht gespart. Der Raum war prächtig ausgestattet, die Tanzfläche angestrahlt, und die Beleuchtung wechselte zwischen Grün und Rot.

An der Bar hingen die Zuhälter. Da sah ich die Schaumacher und Ringträger, die Nichtstuer, die sich von den Mädchen aushalten ließen und das Geld verpraßten, sowie den feinen Max spielten.

Wir fanden zwei freie Hocker. Unsere Hinterteile berührten feinsten Samt. Ein Blick auf die Karte zeigte astronomische Getränkepreise. Auch Will schluckte. Wir bewegten uns eben auf einem Pflaster, das für normale Verdiener nicht geschaffen war.

Die Girls gehörten der Luxusklasse an. Sie schienen in der Tat aus allen möglichen Ländern zu stammen. Zwar hockten keine 25 an der Bar, die Hälfte jedoch reichte schon.

Wir bestellten irgendein Mixgetränk, zündeten uns Zigaretten an, sogar Will Mallmann rauchte, und hörten dann nur zu. Ich wollte den anderen Zeit geben, sich an uns zu gewöhnen und uns auch zu vergessen.

Angesprochen wurden wir nicht. Das gehörte sich in so einem Club nicht. Wenn ein männlicher Gast sich ein Mädchen ausgesucht hatte, deutete er dies bei ihm durch ein Nicken an. Die Kleine kam dann zu ihm. Links von mir saß eine braunhäutige Schönheit. Karibik, tippte ich. Aus ihrem Cocktailglas stach ein bunter Strohhalm und verschwand zwischen ihren Lippen.

Sie trug ein helles Kleid, das sehr sexy geschnitten war, aber nicht aufdringlich wirkte. In ihren Augen schienen Kohlestücke zu glühen.

Wir spitzten die Ohren.

Und wir bekamen Gespräche mit. Eins war besonders interessant. Ein hellblonder schöner Zuhälter führte es mit dem Mixer und beschwerte sich, daß eine gewisse Claudia verschwunden war.

»Einfach abgehauen«, sagte der Loddel.

»Und?«

»Ich hinterher.«

»Was hast du gemacht?«

»Ich habe sie nicht gefunden.«

Der Mixer putzte sein Glas. »Das kann doch nicht schwer sein, ein von der Leine gegangenes Pferdchen zu finden. Ich bitte dich, Ossy.«

»Natürlich, jetzt weiß ich, wo sie steckt. Gar nicht mal weit weg. In einer Pension.«

»Holst du sie dir?«

»Worauf du dich verlassen kannst. Was meinst du, was mich das Abhauen gekostet hat. Ich warte nur noch auf Ed.«

Der Mixer verzog das Gesicht. »Dann wird es hart.«

Ossy lachte breit und trank sein Glas leer. »Worauf du dich verlassen kannst. Stell dir mal vor, das macht jede so. Dann können wir einpacken.«

»Oder du müßtest wirklich arbeiten«, grinste der Mixer.

»Noch schlimmer.«

Die beiden Männer lachten, Ossy bestellte sich noch etwas zu trinken, einen Drink, den der Mixer zusammenstellte.

Als Ossy sein Getränk bekam, fragte der Mixer: »Warum ist sie eigentlich abgehauen. Sie hatte es doch gut bei dir.«

»Das sagt jeder. Da scheint irgend etwas passiert zu sein, und das will ich rauskriegen.«

»Ein anderer Beschützer?«

»Auf keinen Fall. Mein Spitzel sagte, daß sie sich in dem Zimmer eingeschlossen hat. Besucht wird sie immer von so einer Blonden, die ich auch nicht kenne. Soll aber stark sein.« Er schaute auf seine protzige Uhr. »Ed wird warten, ich muß gehen.«

Der Zuhälter rutschte vom Hocker.

Ich hatte das Gespräch mitbekommen. Auch wenn dieses Mädchen mit dem Ripper nichts zu tun hatte, sah ich dennoch einen Grund, dem schönen Zuhälter auf die Finger zu klopfen. Er würde sich an dieser Claudia rächen wollen, und ich kannte die Methoden dieser Loddels verdammt gut.

»Los, zahlen«, sagte ich zu Will und zückte meine Geldbörse.

Leider dauerte es, und so bekam Ossy die Chance, den Laden zu verlassen.

Als der Mixer endlich kam, schob ich meinen Ausweis über den Tisch. Der Mann wurde blaß. »Und jetzt hör mal zu, mein Freund!« zischte ich. »Wie heißt die Pension, die Ossy besuchen will?«

»Ich… ich …«

»Wenn du lügst und dem Mädchen wird ein Haar gekrümmt, loche ich dich ein wegen Beihilfe. Da kannst du dir dann höchstens ein paar Bilder aus dem Playboy an die Wände kleben, in natura wirst du so leicht kein Girl mehr sehen. Haben wir uns verstanden?«

»Ja, ja.«

»Den Namen!«

»Die machen mich fertig, wenn…«

»Es wird keiner erfahren.«

Der Mixer schwitzte. »Okay, Mann, die Absteige heißt Baker's

Lodge.« Er fügte die Adresse hinzu.
»Danke.« Ich grinste scharf. »Wenn ich merke, daß du irgendwen gewarnt hast, passiert das gleiche.«
»Ist klar.«
Ich zahlte und rutschte ebenfalls vom Hocker. Das braunhäutige Girl warf uns einen bedauernden Blick nach, als wir die Bar verließen. Sie hätte sicherlich gern mit uns sauniert.
Vor dem Ausgang stand der Glatzkopf.
Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Alles klar, mein Lieber, Sie können aufatmen.«
»Müssen wir weit laufen?« fragte Will Mallmann, als wir vor dem Lokal standen.
»Nein, aber wir sollten uns beeilen.«
Dem fügte der Kommissar nichts mehr hinzu.

***

Ossy schlenderte näher.
Noch hatte sich Jane nicht völlig geduckt. Man konnte sie von außen weiterhin sehen.
Claudia zitterte vor Angst. Sie hockte zusammengekrümmt zwischen Fußraum und Beifahrersitz. »Ist er da?« hauchte sie.
»Gleich.« Jane hatte ihre Astra an sich genommen. Sie wollte sich nichts gefallen lassen.
Noch drei Schritte trennten Ossy von dem VW. Der Schein einer Reklame streifte sein Gesicht. Es sprach Bände. In einer sehr guten Stimmung befand er sich wirklich nicht.
Jetzt duckte sich auch Jane zusammen, und Sekunden später stand Ossy neben dem Wagen.
Er machte es spannend. Erst schaute er über den VW hinweg und senkte langsam den Blick. Natürlich hatte er die beiden gesehen.
Ein böses Grinsen zog seine Lippen in die Breite. Eine Hand war hinter seinem Rücken verschwunden. Jane konnte nicht sehen, was sie dort tat. Gutes sicherlich nicht.
Ossy zog einen Revolver. So langsam er sich zuvor bewegt hatte, so rasch holte er die Waffe hervor und preßte die Mündung gegen die Scheibe.
Jane war nicht dazu gekommen, ihre eigene Waffe auf den Mann zu richten, der andere hatte zu schnell reagiert.
Auch Claudia wußte, was die Glocke geschlagen hatte. »Er ist da, nicht?« hauchte sie.
»Ja.«
»Und jetzt?«
»Behalte nur die Nerven!« zischte Jane.
Beide hörten die Stimme des Zuhälters. »Raus!«

Es war ein scharfer, unmißverständlicher Befehl, doch Jane dachte nicht daran, ihm Folge zu leisten, obwohl sie und das Mädchen auf ziemlich verlorenem Posten standen. In dieser Straße half ihnen niemand. Sie gehörte zur Unterwelt, hier herrschten andere Gesetze. Selbst nach der Schießerei im Hotel hatte es niemand für nötig gehalten, die Polizei zu verständigen.

Streitigkeiten erledigte man untereinander und auf ganz spezielle Art und Weise.

Jane schielte nach rechts. Das Gesicht des Zuhälters versprach nichts Gutes. Dieser Kerl würde seine Drohung wahrmachen und durch die Scheibe feuern. In seinen Augen stand ein Ausdruck, der Jane Collins nicht unbekannt war.

»Ich gehe schon!« flüsterte Claudia. »Laß mich, ich bitte ihn um Verzeihung. Bleib du zurück.«

»Gar nichts wirst du«, sagte Jane. »So weit kommt es noch, daß dieser Schuft hier gewinnt. Laß mich nur machen, ich habe eine blendende Idee.«

Die hatte Jane tatsächlich. Ihr war aufgefallen, daß Ossy ziemlich dicht an der Tür stand. Vielleicht konnte sie ihn etwas überraschen.

Sie schaute dem Zuhälter von unten her ins Gesicht und nickte.

Gleichzeitig tastete ihre Hand nach dem Innengriff der Tür. Der Zeigefinger fand ihn, legte den Hebel zurück, und dann haute Jane den Wagenschlag mit aller Kraft nach außen.

Ossy hatte sich auf seinen Revolver verlassen und auch auf sich selbst. Er war eben zu arrogant und überheblich, sein Fehler.

Die Tür bekam er voll mit. Sie hieb gegen die Waffenmündung und auch seinen Körper.

Ossy flog zurück, der Weg war frei, und Jane hechtete aus dem Wagen. In der rechten Hand hielt sie die Astra. Und damit schlug sie auch zu.

Die Pistole war nicht sehr schwer. Doch dem Hieb konnte der andere nicht ausweichen. Er explodierte dicht über seiner Revolverhand, auf dem Unterarm.

Das war selbst für einen harten Zuhälter seines Zuschnitts zuviel.

Er schrie auf. Sein Gesicht verzerrte sich, aber er ließ die Kanone dennoch nicht los.

Wieder hieb Jane zu.

Der Zuhälter stöhnte. Dem zweiten Schlag hatte Ossy nichts mehr entgegenzusetzen. Die Waffe rutschte ihm aus den Fingern und fiel aufs Pflaster.

Jane sprang ihn an.

Sie war wie eine Tigerin, und sie mußte sich beeilen, denn so rasch ließ Ossy sich nicht mehr aus der Fassung bringen.

Der dritte Hieb traf ihn an den Stirn, und er schüttelte den Zuhälter

durch. Plötzlich rann Blut über sein Gesicht, und seine Knie wurden weich.

Jane trat seine Waffe zu Seite und zeigte ihm die eigene Astra.

»So, mein Junge«, sagte sie. »Jetzt hau ab und laß dich niemals mehr in meiner Nähe blicken.«

Ossy schaute sie an. Er wischte sich mit einer fahrigen Bewegung das Blut aus dem Gesicht. »Wer bist du?« keuchte er..

»Jane Collins, das sollte dir reichen, Loddel. Hau ab, Mensch!«

Der Zuhälter machte tatsächlich kehrt und verschwand. Er torkelte an den Hausfronten entlang, beobachtet von zahlreichen Augenpaaren. Jane aber machte kehrt und warf sich wieder in ihren Wagen. Hart warf sie die Tür zu.

»Mein Gott«, sagte Claudia nur. »Mein Gott…« Sie schüttelte den Kopf, lachte und weinte.

»Reiß dich zusammen, Mädchen.« Diesmal drehte Jane Collins den Zündschlüssel. Sie hatten zwar nicht ewig Zeit, aber die Minuten mußten reichen.

Die Detektivin mußte den VW ein paarmal hin- und herrangieren, bevor es ihr gelang, aus der Parklücke zu fahren. Als die beiden vorderen Reifen über die Gehsteigkante holperten, atmeten beide Frauen auf.

»Geschafft?« fragte Claudia.

»Hoffen wir's.«

Jane gab Gas. Keine der beiden Frauen sah den schwarzen französischen Wagen, der sich an ihre Hinterreifen gehängt hatte.

Jack the Ripper hatte sein Opfer gefunden…

***

Wir hatten Pech. Daran trug ich die Schuld, weil ich mich einmal verlief.

Soho kennt wohl kaum jemand. Da gibt es so viele Gassen und Gäßchen, überall ist etwas los. Kneipe reiht sich an Kneipe. Bars, Sex-Shops, Theater, Vergnügungsetablissements, man kann hier alles finden.

»Das war wohl nichts«, sagte ich, als ich an einer Kreuzung stehenblieb.

Will Mallmann grinste. »Das darfst du gar keinem sagen, John, daß du dich verlaufen hast.«

Ich zog ihn weiter und überquerte die Straße. Hinter uns ging ein Pulk Touristen, Amerikaner. Sie lärmten entsprechend.

Wenig später kannte ich mich wieder aus. Wir tauchten in die nächste Querstraße ein und hatten Glück, daß sie es war, die wir suchten. Eine reine Vergnügungsstraße. Die Leuchtreklame malte bunte Farbkompositionen auf unsere Körper.

Wir waren die einzigen, die es eilig hatten und gingen deshalb auf der Straße. Hin und wieder rollte langsam ein Wagen an uns vorbei. Manchmal saßen langmähnige Mädchen am Steuer, denen man die Jobs ansah.

Dann hatte ich das Hotel gefunden. Die Leuchtschrift war zum Teil zerstört. Von Baker's strahlten nur die ersten beiden Buchstaben.

Vor dem Laden herrschte ein ziemliches Gedränge. Den Grund erfuhren wir sehr bald, denn wir trafen einen alten Bekannten wieder, der über den Gehsteig torkelte und sich den Kopf hielt. Es war der Zuhälter aus dem Nobelbordell.

Als wir näherkamen, sahen wir das Blut.

»Dem hat's aber einer gegeben«, meinte Will.

Ein paar Leute sprachen auf Ossy ein. Der kümmerte sich nicht darum, sondern wankte auf den Hoteleingang zu. Die drei Stufen wäre er fast nicht hochgekommen.

Ich stieß einige Gaffer zur Seite und betrat hinter dem Zuhälter ebenfalls den Bau.

Wir gelangten in einen miesen Vorraum, der das Wort Foyer wirklich nicht verdiente. Und der Typ hinter der Rezeption war noch mieser. Er schaute auf Ossy und auf einen Kerl, der mit blutender Schulter in einem Sessel lag und vor Schmerz das Gesicht zu einer Grimasse verzogen hatte.

»Der Doc kommt gleich.« Die Worte hörte ich, als ich das Hotel betrat.

Dann sah der Mann uns. »Raus«, sagte er. »Wir haben hier für die nächsten beiden Stunden geschlossen.« Er stampfte auf uns zu, bis er gegen meine ausgestreckte Hand lief und gestoppt wurde.

»Polizei!«

Das Wort sprach ich hart aus. Ich hatte keine Lust, hier Versteck zu spielen, die Kerle sollten genau wissen, wo der Hase jetzt lief.

Sie zuckten auch zusammen.

»Sogar Scotland Yard«, fügte ich hinzu und hielt meinen Ausweis hoch. Eine beeindruckende Demonstration, denn nun schwiegen die drei. Von oben vernahm ich Geräusche, ansonsten war es still.

Ossy hatte sich ebenfalls gesetzt. Mit einem Taschentuch wischte er über sein Gesicht und verschmierte das Blut nur noch mehr, weil immer etwas nachlief.

Ich ging auf ihn zu. »Wir beide kennen uns ja, nicht wahr.«

»Was willst du, Bulle?«

»Mit Ihnen reden.«

»Ich habe nichts zu sagen.«

»Wo ist Claudia?«

Da fing er an zu lachen. »Weg, Bulle. Sie ist verschwunden. Zusammen mit ihrer neuen Freundin. Der habe ich auch die Macken

hier zu verdanken. Das Weib ist verrückt. Es hat sogar auf Ed geschossen und ihn in die Schulter getroffen. Um die müssen Sie sich kümmern, Bulle. Nicht um harmlose Bürger wie mich.«

Über das *harmlos* konnte man sich streiten, das sagte ich ihm auch.

Er hob nur die Schultern.

»Die Frau wird sicherlich einen Grund gehabt haben, so zu handeln«, stellte ich fest. »Wie heißt sie?«

»Jane.«

»Und wie weiter? Für wen ist sie auf den Strich gegangen?«

»Für keinen. Außerdem habe ich ihren Namen noch nie in der Szene gehört.«

»Raus damit.«

»Collins, heißt sie. Jane Collins!«

Ich hatte das Gefühl, von einem kalten Wasserguß getroffen zu werden. Jane Collins, die Privatdetektivin, die Frau, die ich unter allen Umständen hatte erreichen wollen. Hier in Soho traf ich sie zwar nicht, aber der Zuhälter nannte mir ihren Namen. Sollten wir wirklich und unabhängig voneinander an dem gleichen Fall arbeiten? Oder was trieb Jane in diese Gegend?

»Und sie war mit Claudia zusammen?«

»Ja.«

»Weshalb hat sich Claudia versteckt?«

»Keine Ahnung. Sie wollte sicherlich auf eigene Rechnung kassieren.«

»Von dem Ripper hat sie nichts gesagt?«

»Nein, wieso?«

»Vergessen Sie's!« Ich holte tief Luft. »Die beiden sind also weg, wie Sie sagten.«

»Ja.«

»Mit welchem Wagen?«

»Einem deutschen. Das war ein VW.«

Ich wußte Bescheid. Jane Collins fuhr den Käfer. Einen frisierten, wohlgemerkt. Sie hatte sich um die Dirne Claudia gekümmert, und ich war sicher, daß diese Claudia etwas mit dem Ripper zu tun haben mußte. Eine andere Möglichkeit sah ich nicht.

»Wo könnten sie sein?« forschte ich.

»Keine Ahnung, Bulle. Meinetwegen können beide Weiber zum Teufel gehen, ist mir egal.«

In meinem Rücken hörte ich Stimmen. Der Arzt kam. Ein kleines Männchen mit rot unterlaufenen Augen. Ein Zeichen, daß er hin und wieder trank. Die schwarze Tasche schien ihm um einige Pfund zu schwer zu sein. Er ging schräg.

Der Doc kümmerte sich sofort um den Verletzten. Er gehörte zu den Unterweltsärzten, und ich bemerkte, wie der Portier ihm etwas zuflüsterte.

Der Doc wurde noch kleiner, drehte dann seinen Kopf und schielte zu mir rüber.

Ich hatte keine Zeit, mich um ihn zu kümmern. Mir ging es um einen sechsfachen Mörder.

Ich wollte den Ripper!

Draußen schlug Will Mallmann das vor, woran auch ich gedacht hatte. »Fahndung, John.«

»Genau. Es wird doch sicherlich nicht schwer sein, einen VW zu finden.«

»Und wo bleiben wir?«

»In einer Zentrale. Wenn sie den Wagen haben, fahren wir hin.«

Damit war der deutsche Kommissar einverstanden.

***

»Geschafft! Tatsächlich geschafft!« Claudia schüttelte den Kopf, als könnte sie es immer noch nicht begreifen. Sie hatte das Fenster ein Stück nach unten gekurbelt, so daß kühle Luft in den Wagen strömte und ihre Haare flattern ließ.

Jane Collins gab keine Antwort. Sie mußte sich konzentrieren, denn an diesem Abend schien sich jeder Londoner und auch jeder Tourist nach Soho verirrt zu haben.

Es herrschte ein unheimlicher Verkehr, der noch dichter wurde, je mehr sie sich dem Piccadilly Circus näherten. Auf Verfolger konnte Jane während dieser Verkehrsdichte nicht achten.

An einer Ampel hielten sie. Rechts lief die Coventry Street auf den Verkehrskreisel am Piccadilly zu.

»Was hast du eigentlich jetzt vor?« erkundigte sich Claudia.

»Das wollte ich dich fragen.«

»Wieso?«

»Du mußt doch irgendwo wohnen. Soll ich dich nach Hause bringen?«

»Nein«, rief das Girl erschreckt, »auf keinen Fall in meine Wohnung. Ossy weiß, wo ich hause.«

»Was dann?«

Claudia zuckte die Schultern.

Jane fuhr an, weil auch vor ihr die Wagen sich langsam in Bewegung setzten. Trotzdem mußte sie noch halten, weil die Grünphase schon vorbei war.

»An den Ripper denkst du nicht?« fragte Jane.

»Auch. Aber…« Sie holte tief Luft. »Weißt du, Ossy, das ist Realität, der Ripper, das ist ein böser Alptraum für mich. Ich habe ihn gesehen, verdammt, und ich glaube nicht, daß er es wagen wird, mich im dichten Verkehrsgewühl zu überfallen.«

»Das stimmt«, gab Jane ihr recht. »Wie sieht er denn nun aus?«

»So genau habe ich ihn auch nicht gesehen«, erwiderte die junge Prostituierte.

»Mir kannst du die Wahrheit sagen, ich bin selbst hinter ihm her.«

»Ehrlich?«

»Ja.« Jane Collins hatte sich entschlossen, ihr Inkognito zu lüften.

Daß sie eine Privatdetektivin war, damit hatte Claudia nie gerechnet.

Sie schüttelte immer wieder den Kopf. »Ich kann es einfach nicht glauben, wirklich nicht. Das geht in mein Gehirn nicht rein. Das ist unmöglich.«

»Aber eine Tatsache.«

»Und du willst den Ripper fangen?« Claudia drehte den Kopf und schaute Jane aus großen Augen an.

»Das habe ich vor.«

»Dann bin ich dein Lockvogel?« fragte Claudia Ferris mit zitternder Stimme.

»So darfst du es nicht sehen«, erwiderte Jane.

»Aber im Prinzip stimmt es?«

Die Detektivin fuhr wieder an. »Ja, es stimmt im Prinzip. Und nun gib mir eine Beschreibung.«

Claudia zerknüllte ein tränennasses Taschentuch. »Das ist nicht einfach. Ich… ich habe ihn ja gar nicht richtig gesehen. Auf jeden Fall ist er ziemlich groß, hat eine Halbglatze, einen dunklen Haarkranz und trägt einen Bart.«

Jane lachte.

»Ja, glaubst du mir nicht?«

»Doch, aber diesen Ripper habe ich mir, ehrlich gesagt, immer anders vorgestellt.«

»Er sah aber so aus.«

Jane hob die Schultern und fuhr an.

Neben dem Wagen hockten zwei Burschen auf Motorrädern. Ihre Köpfe und Gesichter verschwanden unter den Helmen.

Die beiden starteten schneller und waren weg. Jane hatte sich inzwischen überlegt, wo sie hinfahren wollte. Und sie sagte es der jungen Prostituierten auch.

»Wir fahren erst zu dir, da holst du dir ein paar Sachen, und anschließend finden wir ein Versteck für dich.«

»Wo?«

Jane lächelte. »Du kannst so lange bei mir wohnen, bis der Ripper gefaßt ist.«

»Nein.« Claudia schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht annehmen.«

»Du mußt.«

»Warum denn?«

»Weil du in Lebensgefahr schwebst. Der Ripper wird dich suchen und auch finden. Der ist wie ein Magnet, der auf das Vorhandensein von

Menschen reagiert. Und du bist das Metall in diesem Fall, meine liebe Claudia.«

Das Girl senkte den Kopf.

Vor ihnen tauchte der große Kreisverkehr des Piccadilly auf.

»Hast du überhaupt eine Bleibe?« fragte Jane.

»Ja.«

»Und wo?«

»Zwei kleine Zimmer. Ich habe sie nie aufgegeben. Sie sind mein Unterschlupf.«

»Wo wohnst du jetzt?«

»In Finsbury.«

»Okay, fahren wir dahin.« Jane hatte sich schnell entschlossen.

Sie reihte sich in den Kreisverkehr ein und gelangte dann in die Shaftesbury Avenue, die zum Cambridge Circus führt. Danach erreichten sie die Oxford Street, fuhren nicht weit vom Britischen Museum entfernt in Richtung Norden und steuerten über die Clerkenwell Road den Ortsteil Finsbury an.

Der Verkehr war schwächer geworden. Die City lag hinter ihnen, und damit auch der Trubel und Betrieb der Innenstadt. Jane achtete jetzt wieder auf Verfolger.

Da war kaum etwas auszumachen. Hinter ihnen befand sich ein einziges Lichtermeer, obwohl hier nicht mehr so viele Wagen fuhren. Es war wirklich unmöglich, einen Verfolger auszumachen.

Claudia räusperte sich. In der letzten Viertelstunde hatte sie kein Wort gesprochen.

»Bedrückt dich etwas?« fragte Jane.

»Nicht direkt.«

»Sondern?«

»Es ist so. Ich meine, du bist eine Frau, die sich in der Welt bestimmt auskennt, wenn du nun siehst, wie ich hause, dann wirst du sicherlich vor Entsetzen…«

»Hör auf, Kind.«

»Da ist ein alter Schrottplatz in der Nähe. Besser gesagt ein Autofriedhof. Ein paar Bauten stehen direkt an der Grenze zu dem Gelände, und in einem der Häuser wohne ich.«

»Was ist denn daran schlimm?«

»Die Gegend.«

»Unsinn. Du mußt mir nur sagen, wie ich fahren soll.«

»In Richtung Northhampton Square.«

Jane kannte ihn. Von dort aus dirigierte Claudia sie durch zahlreiche enge Straßen, in denen Häuser standen, die reif für den Abbruch waren. Dann erreichten sie ein Gelände, das von einer hohen Steinmauer zur Straße hin getrennt war.

»Dahinter liegt schon der Schrottplatz«, erklärte Claudia.

Jane warf einen schnellen Blick nach rechts. Über die Mauer hinweg ragten die Skelette von Kränen, Pressen und auch die Berge aufgetürmter Autowracks. Der Müllplatz einer modernen, rastlosen Zeit, Zeuge für die Schnellebigkeit.

»Fahr an der Mauer weiter. Wo sie aufhört, führt ein schmaler Weg rechts ab.«

»Alles klar.« Auch jetzt hatte die Detektivin ihre Vorsicht noch nicht aufgegeben. Immer wieder schaute sie in Rück- und Innenspiegel. Da war ein Wagen hinter ihr. Sehr deutlich sah sie die beiden hellen Glotzaugen der Scheinwerfer. Er fuhr auch nicht schneller oder langsamer als Jane. Da sie sich jedoch an der Geschwindigkeitsgrenze bewegte, war das nicht weiter verwunderlich.

»Jetzt mußt du gleich ab.«

Jane Collins blinkte. Den schmalen Weg entdeckte sie wirklich im letzten Augenblick. Die Reifen protestierten ein wenig, als sie den VW herumzog.

Rechts und links lag der Schrottplatz. Wobei an der rechten Seite sich die Berge von Autowracks hochtürmten, während links einige Baracken standen.

»Die drei Gebäude beherbergen Büros«, sagte Claudia.

»Aha. Und wo wohnst du?«

Claudia deutete nach vorn. »Da sind die drei Häuser, von denen ich gesprochen habe.«

Die Bauten wirkten wie Ungetüme. Vier Stockwerke hoch, und sie standen Wand an Wand.

»Sind die Häuser noch alle bewohnt?« fragte Jane.

»Nur das mittlere. In den anderen beiden hausen höchstens fette Ratten.«

»Warum hast du dir keine neue Wohnung besorgt?«

Claudia hob die Schultern. »Ich habe nicht viel Geld. Diese beiden Zimmer sind billig. Manchmal renne ich auch nur hierher und heule mich so richtig aus.«

Jane verstand. Sie stoppte. Ein umgekipptes Fahrrad geriet in den Lichtschein der beiden Scheinwerfer. Der Lenker blinkte hell. Claudia Ferris stieg aus. »Ich bin in ein paar Minuten wieder zurück«, sagte sie.

»Soll ich nicht doch mitgehen?«

»Nein, wirklich nicht. Ich komme allein zurecht.«

»Wie du willst.«

Claudia stieß die Tür zu und verschwand. Wie ein Schatten huschte sie durch den hellen Lichtteppich. Jane wartete, bis sie die Haustür geöffnet hatte und wechselte auf Abblendlicht über.

Von den beiden Scheinwerfern war nichts mehr zu sehen. Das Fahrzeug war sicherlich weitergefahren. Wie sollte der Ripper auch sie

so schnell finden.

Jane reckte sich und wischte über ihre Augen. Sie war plötzlich müde. Der Job hatte sie geschlaucht, und sie dachte darüber nach, ob es richtig gewesen war, alles allein zu machen. Sie hätte doch John Sinclair einschalten können, aber das hatte ihr Ehrgeiz damals nicht zugelassen.

Sie schaute nach links.

In einigen Wohnungen brannte Licht. Schwach schimmerte es hinter den Scheiben.

Jetzt flammte auch dort Licht auf, wo Claudia Ferris wohnte. Sie war oben und würde ein paar Kleidungsstücke in den Koffer werfen. Jane wollte die Zeit nutzen und sich ein wenig die Beine vertreten. Sie öffnete die Tür und stieg aus.

Der Geruch gefiel ihr nicht. Die Luft schmeckte irgendwie nach Öl und Abgasen. Auch die Umgebung war ihr unheimlich. Nirgendwo auf dem Schrottplatz brannte Licht. Er war in eine dichte, pechschwarze Dunkelheit getaucht.

Ruhig allerdings war es nicht. Irgendwo knarrte und bewegte sich immer etwas. Da rieb Metall über Metall und verursachte seltsame Geräusche.

Jane fröstelte. Hin und wieder wechselte sie den Blick. Mal schaute sie auf das Haus, dann wieder sah sie nach rechts, wo sich das Gelände des Schrottplatzes befand.

Doch die Gefahr kam von hinten.

Es war ein Geräusch, das Jane Collins warnte. Sie kannte es, denn so hörte es sich an, wenn eine Tür ins Schloß gezogen wurde. Und zwar eine Autotür.

Plötzlich war wieder der Verdacht da. Der Wagen hinter ihr, seine Lichter…

Jane Collins versteifte. Sie hatte erst ruckartig herumfahren wollen, ließ jedoch davon ab und drehte sich sehr langsam um die eigene Achse.

Da stand der Wagen!

Etwa zehn Schritte hinter ihrem VW hob er sich wie eine kompakte dunkle Masse vom Fahrweg ab. Jane schalt sich selbst einen Narren, daß sie den Wagen nicht hatte kommen hören, aber sie war müde gewesen und mit ihren Gedanken woanders.

Jetzt stand er da.

Jane versuchte, durch die Scheiben zu blicken. Vielleicht konnte sie dahinter eine Bewegung ahnen. Es war ein aussichtsloses Unterfangen, dazu war die Dunkelheit einfach zu stark.

Aber es war jemand da!

Jane schielte zum Haus hoch. Dort brannte das Licht noch immer hinter den beiden Fenstern.

Sie empfand es als einen Nachteil, daß ihre Astra-Pistole im Wagen lag. Die Waffe wollte sie unbedingt dabeihaben. Jane drehte sich um und öffnete die Fahrertür. Sie mußte erst die Rückenlehne vorklappen, weil sie die Tasche auf den Rücksitz gelegt hatte.

Jane beugte sich vor, streckte schon den Arm aus und spürte die Gefahr.

Hinter ihr!

Sie wollte noch herum, da war es bereits zu spät, Jemand wühlte seine zehn Finger in ihre Haare und zog sie zurück. Jane schrie vor Schmerzen auf. Ihr Körper befand sich in einer Schräglage, Tränen traten in ihre Augen, und mit einer wütenden Bewegung schleuderte der Unheimliche sie zu Boden.

Jane machte ein paar Rollen und blieb dicht neben dem Fahrrad liegen. Nicht einmal für eine halbe Sekunde, sofort sprang sie wieder auf, und sie sah den Ripper.

Ja, er war es.

Auf ihn traf auch die Beschreibung des Girls zu.

Geduckt stand er vor der Detektivin. Obwohl er den Kopf leicht zwischen die Schultern gezogen hatte und auch in den Knien eingeknickt war, besaß er noch immer die gleiche Größe wie Jane Collins.

Und er hatte sein Messer.

Jane Collins sah die lange Klinge, die trotz der Dunkelheit funkelte, und ihre Kehle schnürte sich zusammen, als hätte sich ein unsichtbares Band darum gelegt.

Lange genug hatte sie den Ripper gesucht, nun stand er vor ihr und wollte ihr Leben.

Jane zitterte. Fieberhaft suchte sie nach einem Ausweg. Sie hoffte, daß Claudia noch lange genug in ihrem Zimmer bleiben würde, vielleicht konnte sie, Jane Collins, mit dieser menschlichen Bestie fertigwerden.

Der Ripper griff an.

Er war schnell und beweglich. Dabei führte er seinen Arm in Schlangenlinien, so daß Jane nicht wußte, wie er zustoßen würde.

Ob von oben, unten oder seitlich.

Sie duckte sich, prallte gegen das Rad und wäre fast gestolpert.

Im letzten Augenblick kam sie darüber hinweg. Gleichzeitig zuckte eine Idee durch ihren Kopf, die sie sofort in die Tat umsetzte. Es war ein Herrenrad, sie stellte ihren Fuß unter die Stange und wuchtete das Vehikel hoch.

Der Ripper befand sich noch im Angriffsschwung, als das Rad gegen ihn prallte und ihn aus dem Konzept brachte.

Da sah Jane ihre Chance.

Sie rannte nicht weg, wie es vielleicht andere getan hätten, sondern

vor.

Der Ripper stieß von oben nach unten zu. Wie ein Pfeil flog Jane ihm entgegen. Sie war eine ausgebildete Judo-Kämpferin und kannte auch einige Karatetricks. Die Hände hatte sie gekreuzt, und als der wuchtige Stoß auf sie niederfuhr, unterlief sie ihn und hieb ihre Hände gegen das Messergelenk des Rippers.

Der Ripper zischte einen Fluch. Zum erstenmal hörte Jane die Stimme, und in ihrem Kopf blitzte etwas auf.

Die Stimme hatte sie schon vernommen. Auf jeden Fall hörte sie die nicht zum erstenmal.

Himmel, wer war der Ripper?

Leider dachte die Detektivin zu viel darüber nach und achtete nicht mehr auf ihren Gegner. Der schleuderte sie mit aller Kraft von sich und zur Seite.

Jane Collins sah die Welt plötzlich als einen Kreisel, dann kam der Aufprall gegen den VW. Nie hätte sie gedacht, daß ihr dieser Wagen mal zum Verhängnis werden könnte, doch das traf in diesem Moment ein.

Sie war so hart getroffen worden, daß sie mit dem Hinterkopf gegen die vorstehende Regenrinne prallte.

In einem wilden Durcheinander platzten die Sterne vor ihren Augen auf, vereinigten sich zu einem furiosen Wirbel, um hineinzutauchen in die Dunkelheit.

Blackout!

Der Ripper aber kicherte und grunzte gleichzeitig. Er sah zu, wie Jane Collins an der Karosserie entlangrutschte und langsam zu Boden fiel.

Er bemerkte allerdings nicht, wie im Haus gegenüber hinter zwei Fenstern das Licht gelöscht wurde. Der Ripper hatte nur Augen für Jane Collins und für ihr blondes Haar.

Waagrecht führte er das Messer durch die Luft. Es war eine Routinebewegung. Dann ging er in die Knie, packte das Haar der am Boden liegenden Jane, bog ihren Kopf nach hinten, so daß der Hals frei vor ihm lag.

In diesem Augenblick verließ Claudia Ferris das Haus!

***

Claudia war nach oben gerannt. Ihre Füße hatten auf den alten Treppenstufen ein hohles Echo hinterlassen. Dieses Haus war eine schimmelverseuchte Bude, die man keinem Menschen mehr zumuten konnte. Sie hatte sich auch vorgenommen, den Bau zu verlassen, sobald die Sache ausgestanden war.

Und sie dachte an Jane Collins. Ein paar Jahre schon hatte sie im Dreck gelebt und dabei nur Menschen kennengelernt, die auf ihren

eigenen Profit bedacht waren, wobei sie die Person selbst vergaßen.

Kein Zuhälter ging davon aus, daß auch eine Dirne ein Herz besaß.

Diese Menschen sahen in Mädchen wie Claudia nur Objekte, ebenso wie die Kunden.

Und dann hatte sie Jane Collins getroffen. Zuerst war Claudia ihr mit Mißtrauen begegnet, doch Jane hatte es verstanden, dieses Gefühl langsam abzubauen. Claudia sah in ihr eine echte Freundin, und sie hatte seit langem wieder das Gefühl, in ihrem Leben würde es aufwärts gehen.

Atemlos blieb sie vor ihrer Wohnungstür stehen. Das Schloß war alt, trotzdem zu. Der Schlüssel lag unter der abgetretenen Fußmatte, das Mädchen trug ihn nie bei sich.

Sie holte ihn und schloß auf.

Häßlich knarrte die Tür in den Angeln, als Claudia Ferris sie aufdrückte. Auch an dieses Geräusch hatte sie sich gewöhnt, sie machte Licht.

Erbärmlich und trist kam ihr die Einrichtung des Zimmers vor.

Das Sofa stammte ebenso vom Sperrmüll wie das wacklige Sideboard, das nur noch auf drei Beinen stand.

Ein Durchgang führte in den Nebenraum. Hier hingen ihre Kleider in einem Schrank, den sie noch vor dem Tode ihrer Eltern geerbt hatte.

Claudia schloß ihn auf. Es war still in den beiden Zimmern. Nur der Wasserhahn tropfte wie immer. Im ehemals hellen Waschbecken hatten sich braune Rostflecken gebildet.

Sie öffnete den Schrank.

Billige Fähnchen hingen dort. Flatterstoff, Kunstgewebe. Wieder dachte sie daran, wieviel Geld sie verdient hatte und was man ihr davon alles abnahm.

Sie wählte ein schwarzes Kleid mit weißen, schmalen Streifen.

Das zerrissene warf sie kurzerhand in die Ecke. Auf dem Schrankboden stand ein Koffer aus Kunstleder. Ihn öffnete sie und stopfte wahllos Kleidung sowie Unterwäsche hinein.

Dann schleuderte sie die Schranktür zu.

»Hier sieht mich keine Ratte mehr!« zischte sie wütend und machte kehrt. Zudem wollte sie Jane Collins keine Sekunde länger als nötig warten lassen.

Die Tür schloß sie nicht ab, aber auf der Schwelle stand jemand.

Zuerst dachte Claudia an den Ripper, dann aber erkannte sie den Mann von gegenüber.

Er war schon Rentner, soff und schickte seine Frau des nachts in die Fabrik. Auch jetzt war er betrunken und scharf wie eine Rasierklinge, das bemerkte Claudia sofort.

»Hallo, Täubchen, wir beide könnten uns es doch eigentlich gemütlich machen…«

»Hau ab, du versoffenes Schwein.«
Der Mann wollte nach Claudia greifen.
Mit der freien Hand schlug sie zu.
Sie hatte all ihre Wut und all ihren Haß auf das erbärmliche Leben hineingelegt. Ihre Hand klatschte gegen die Wange des Mannes, dessen Kopf zurückflog. Der ganze Kerl wankte, wobei er gegen das Geländer krachte und es als ein Wunder anzusehen war, daß es noch hielt.
Stöhnend sackte der Betrunkene in die Knie.
Claudia gönnte ihm keinen Blick. An ihm vorbei lief sie zur Treppe und die Stufen hinunter. Sie wollte so rasch wie möglich weg, riß wuchtig die alte Haustür auf – und sah den Ripper.
Er hatte sich über Jane Collins gebeugt und sein Messer zielte auf Janes Kehle.
Claudia Ferris stieß einen Schrei aus!

***

Wir waren beide sauer.
Ich noch mehr als Will Mallmann, denn der deutsche Kommissar hatte im Prinzip mit der Jagd nach dem Ripper nichts zu tun. Mir aber fiel das Warten auf den Wecker.
Wir hatten uns das Revier ausgesucht, auf dessen Parkplatz auch mein Bentley stand. Jetzt hockten wir in dem leeren Verhörraum und schlürften Kaffee, den freundliche Polizisten für uns gekocht hatten, Hin und wieder betrat der Sergeant das Zimmer und hob bedauernd die Schultern.
Er brauchte gar nichts zu sagen, die Fahndung hatte bisher keinen Erfolg gebracht. Dabei hatten wir das Aussehen des Wagens und die Autonummer durchgegeben. Sämtliche Londoner Streifenwagenbesatzungen hatten die Informationen bekommen, doch ein Resultat gab es leider nicht.
Will Mallmann war hungrig. In der Nähe gab es eine Pizzeria.
Ein Beamter, der Verpflegung holte, brachte für uns zwei kleine Pizzas mit. Zu trinken auch, denn der Kaffee hing mir zum Hals raus.
Wir aßen.
22 Uhr war es, als ich mir mit der Papierserviette die Lippen abwischte. Geschmeckt hatte es mir nicht. Die halbe Pizza lag noch auf dem Teller. Ich mochte einfach nicht mehr. Jane Collins und der Ripper lagen mir wie ein unsichtbarer Kloß im Magen.
Mallmann schaute auf meinen Teller. Ich wußte, was er wollte und schob ihm das Zeug rüber. Er bedankte sich mit einem Grinsen.
Ich stand auf und verließ den Raum.
Im Revier herrschte Hochbetrieb. Da wurden Säufer hereingeschafft, weinende Frauen, Touristen, die man bestohlen hatte, leichte

Mädchen, Schläger und Zuhälter.

Zur Hälfte waren die Zellen gefüllt. Besonders die Frauen zeterten. Wie verloren stand inmitten des Chaos' ein kleiner Junge, der sich verlaufen hatte. Ich beschäftigte mich mit ihm. Er erzählte mir, daß er seine Eltern suchte. Sie waren aus Leeds gekommen und hatten Verwandte besucht. In einem Kaufhaus war der Kleine den Eltern dann abhanden gekommen. Als er anfing zu weinen, tröstete ich ihn.

Und dann kam die Meldung.

Einer der Beamten schoß förmlich von seinem Sitz hoch. »Oberinspektor Sinclair!« rief er.

Ich kreiselte herum.

»Man hat den Wagen gesehen. Er ist einer Zivilstreife oben in Finsbury aufgefallen.«

»Und wo dort?«

»In der Nähe der Lever Street.«

Ich stand schon an der Wand. Dort hing ein gewaltiger Stadtplan, der nicht nur Straßen zeigte, sondern auch Details. Orte, Plätze und Flohmärkte waren ebenso eingezeichnet wie Pfandhäuser oder Kinos.

Auch Schrottplätze.

Die Lever Street hatte ich schnell gefunden. Ganz in der Nähe befand sich ein Schrottplatz.

Ob Jane dort irgendwo steckte?

Ich nahm mit der Zivilstreife Verbindung auf. Wir telefonierten.

Die Beamten erklärten mir, daß der Wagen an der Schrottplatzmauer entlanggefahren sei.

»Dann wissen Sie nicht, ob er den Platz als Ziel hatte?« wollte ich wissen.

»Nein, Sir.«

»Okay, bleiben Sie dort. Ich komme so schnell wie möglich. Ich fahre einen silbergrauen Bentley.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

Als ich die Tür zum Verhörzimmer aufriß, schluckte Will Mallmann soeben das letzte Stück Pizza hinunter. »Los, Alter, hoch den Hintern. Es geht rund.«

»Wüßte nicht, was ich lieber täte«, erwiderte Will und stürmte neben mir nach draußen…

***

Claudias Schrei rettete Jane das Leben!

Der Ripper hatte zustechen wollen, als er ihn vernahm. Noch im Sitzen kreiselte er herum.

Claudia Ferris stand auf der Türschwelle. Weit aufgerissen waren ihre Augen. In den Pupillen spiegelte sich das Entsetzen wider, das sie empfand. Sie stand dort wie eine Puppe. Jegliches Leben schien aus

dem Körper gewichen zu sein.

Der Ripper stieß ein tiefes Grunzen aus. Den Mund hatte er halb geöffnet, er fletschte seine Zähne, in den Augen irrlichterte es. Und dann vernahm er die Stimme des echten Rippers in seinem Gehirn.

Aus unendlicher Ferne sprach er zu ihm, hinweg durch Raum und Zeiten. »Kill sie. Töte sie.«

Der Ripper nickte. »Ja«, flüsterte er. »Ja, ich werde sie mir holen.«

Die andere hatte Zeit. Sie war bewußtlos. Um sie konnte er sich später noch kümmern, erst war die Schwarzhaarige an der Reihe.

Jack the Ripper schnellte hoch. Geschmeidig waren seine Bewegungen, sie glichen denen einer Bestie. Den rechten Arm hielt er vorgestreckt, die Hand umklammerte den Messergriff, und der Klingenstahl funkelte schwach.

Claudia Ferris stand noch immer wie festgenagelt. Sie konnte sich nicht rühren.

Auch jetzt, als der Ripper wie ein huschender Schatten auf sie zurannte, blieb sie stehen.

Erst im letzten Augenblick riß sie in einer instinktiven Abwehrbewegung den Koffer aus Kunstleder hoch. Da befand sich das Messer bereits auf dem Weg.

Es hieb in den Koffer und fuhr durch das Material, als bestünde es aus Butter. Ein breiter Schlitz klaffte auf. Der Ripper stieß ein ärgerliches Knurren durch die Zähne und fegte den Koffer mit der freien Hand zur Seite. Allerdings hatte er das Messer noch nicht hervorgezogen, und Claudia bekam eine Galgenfrist.

Sie ließ den Koffer los und warf sich nach links. Weg von der Haustür. Dann rannte sie.

Das Mädchen vergaß alles um sich herum. Es wollte nur weg.

Weg von diesem verdammten Mörder, der bereit war, sie mit seinem gefährlichen Messer zu töten.

Der Ripper schleuderte wütend den Koffer weg. Er hatte noch längst nicht aufgegeben, denn so nahe war ihm die Kleine noch nie gewesen. Sie mußte sterben.

Als Claudia die Schritte hinter sich hörte, hatte sie erst einen Vorsprung von nicht mehr als 20 Schritten herausgeholt. Und der Ripper war schnell. In weiten, pantherartigen Sätzen kam er ihr nach. Seine Füße schienen kaum den Boden zu berühren, und es dauerte nur Sekunden, dann hatte er sie.

Zuerst hörte sie das Keuchen des Verfolgers, dann war die Pranke da. Wuchtig hieb sie in ihren Rücken. Es war ein Schlag, der das Mädchen nach vorn trieb und auf die Erde schleuderte.

Claudia sah den Boden in rasender Schnelle auf sich zukommen, dann erfolgte der Aufprall. Plötzlich spürte sie Blut im Mund. Sie hatte sich an einem harten Stein die Lippen aufgerissen, auch aus der Nase

rann die rote Flüssigkeit und lief über ihre Lippen.

Stöhnend blieb sie liegen, in ihren Ohren rauschte es, und dann hörte sie das heftige Keuchen des Rippers.

Ein harter Griff.

Sie schrie auf. Fünf Finger hatten sich in ihre Haare gekrallt und zogen ihren Körper herum, der langsam auf die Seite rollte. Jetzt hatte der Ripper freie Bahn.

Er kniete sich auf das Mädchen, das furchtsam seine Arme erhoben hatte.

Der Ripper schlug sie weg.

Im nächsten Augenblick sah Claudia Ferris das Messer dicht vor ihrem Gesicht aufblitzen. Dahinter die grausamen Augen des Rippers, und ihr gellender Todesschrei erstickte im sprudelnden Blut…

***

Jane Collins hatte zwar keinen Schädel aus Eisen, aber ein Schlag gegen den Wagen warf sie trotzdem nicht für eine Stunde auf die Matte.

Sie erholte sich ziemlich schnell.

Zuerst spürte sie nur das taube Gefühl im Kopf, dann jedoch vernahm sie etwas anderes.

Schreie und ein Wimmern!

Janes Magen zog sich synchron mit der Kopfhaut zusammen. Sie hatte plötzlich Angst. Die Furcht strahlte wie eine Flamme in ihrem Körper auf. Und die Angst hatte sie nicht so sehr um sich, sondern um Claudia Ferris.

Schlagartig fiel ihr wieder alles ein.

Jetzt erst merkte Jane Collins, daß sie nicht auf dem Boden lag, sondern saß. Mit dem Rücken lehnte sie gegen ihren Wagen, und die Geräusche drangen aus einer anderen Richtung an ihre Ohren.

Sie klangen links auf. Vorsichtig drehte Jane den Kopf.

Noch ein letzter Schrei, ein verzweifelter Todesruf, danach das Röcheln, dann war Stille.

Die Detektivin glaubte, ihr Herz würde stehenbleiben. Sie war wieder soweit klar, daß sie genau wußte, was sich dort zugetragen hatte.

Ein Mord!

Ein brutaler, hinterlistiger, gemeiner Mord. Der Ripper hatte sein siebtes Opfer gefunden.

Und das hieß Claudia Ferris!

Im ersten Augenblick glaubte Jane, die Welt würde zusammenbrechen. Die Detektivin kapitulierte in diesen Momenten vor der ungeheuren Grausamkeit. Sie war nicht fähig, sich zu rühren, denn sie konnte den Mord nicht fassen.

Jane hatte helfen wollen, vergeblich, der Mörder war stärker

gewesen.
Und sie hörte ihn.
Deutlich vernahm sie sein Lachen, Kichern und Keuchen. Der Schall trug die Geräusche bis zu ihr hin, und sie saß da und tat nichts, weil das Gehirn irgendwie blutleer war.
Bis eine Wagentür klappte.
Dieses Geräusch wirkte auf Jane Collins wie ein Startsignal.
Plötzlich fand sie sich wieder in der Wirklichkeit zurecht, sie spürte die Schmerzen im Kopf, sie sah die Umgebung und dachte daran, daß sie noch am Leben war.
Das konnte sich der Ripper überhaupt nicht leisten. Er mußte die Detektivin töten.
Die Astra fiel ihr ein. Himmel, sie lag noch im Wagen. Die Tür stand offen, so daß die Innenbeleuchtung brannte. Wenn sie an die Waffe herankommen konnte, sah alles ganz anders aus. Dazu durfte sie jedoch nicht sitzenbleiben.
Jane erhob sich. Sie stützte sich dabei am Kotflügel des Wagens ab, geriet ins Taumeln und spürte bei jedem Schritt das Stechen im Kopf.
Schließlich stand sie vor der Tür. Sie bückte sich, streckte den Arm aus, die Finger suchten nach dem Griff, um den Wagenschlag aufzuziehen. Da vernahm sie die Schritte. Knirschend bewegten sie sich auf dem Boden. Da sich außer dem Ripper und ihr niemand in der Nähe befand, wußte die Detektivin, daß sich der Ripper sie als Opfer ausgesucht hatte. Er sprach sogar.
Worte brabbelte er vor sich hin. Halbe Sätze, die der Überlegung eines Wahnsinnigen entsprungen sein konnten. Hin und wieder kicherte er, und Jane sah etwas in seiner Hand. Haare!
Der Stich drang tief in ihr Herz. Das Entsetzen wurde stärker. Sie hätte am liebsten geschrien und konnte sich nur beherrschen, indem sie eine Hand vor ihre Lippen preßte.
Im nächsten Augenblick schleuderte der Ripper die Haare fort.
Dabei leuchtete etwas weiß auf, der berühmte Zettel, mit dem er auf sich als Täter hinwies.
Die nächsten Worte allerdings verstand Jane. Sie galten ihr. »Und jetzt hole ich dich, mein Täubchen. Das Messer ist noch immer scharf. Der Ripper holt sie alle!«
Jane gefror innerlich zu Eis. Was sollte sie tun? Es gab nur eine Chance. Flucht!
Nicht nach vorn, nicht zurück, sondern nach rechts, wo sich das Gelände des Autofriedhofs auftat. Dort konnte sie unter Umständen ein Versteck finden. In diesem Durcheinander würde es der Ripper schwer haben, sie zu entdecken.
Jane startete. Geräuschlos konnte sie nicht laufen. Der Ripper horte auch ihre Schritte.

Er lachte roh. »Ich kriege dich!« schrie er. »Verdammt, ich packe dich!«

Die Stimme. Himmel, wo hast du die Stimme schon gehört? Während Jane rannte, dachte sie darüber nach.

Dann prallte sie gegen einen Zaun. Er war aus Maschendraht und federte sie wieder zurück. In der Finsternis war er kaum zu sehen gewesen, zudem hatte man ihn noch dunkel gestrichen. Wieder tobte der Schmerz in Janes Kopf. Sie warf sich herum und rannte entlang des Zaunes weiter. Irgendwie gelang es vielleicht doch, auf das Gelände zu kommen.

Der Ripper war nah. Er hatte die kostbaren Sekunden ausgenutzt.

Jane hörte seinen keuchenden Atem.

Sie steigerte ihr Tempo. Zum Glück trug sie keine zu hochhackigen Schuhe, so konnte sie sich einigermaßen voranbewegen.

»Ich kriege dich, ich packe dich!« Der Ripper keuchte nur immer die Worte, und Jane hatte Angst, daß er ihr sein Messer in den ungedeckten Rücken schleudern würde.

Sie warf einen Blick über die Schulter.

Vielleicht sechs Schritte nur trennten sie von dieser menschlichen Bestie.

Jane stolperte über einen Stein. Sie schrie auf. Aber der Stein hatte sie auf eine Idee gebracht. Sie bückte sich und hob im Laufen einen anderen auf, drehte sich um und riß den Arm nach hinten.

Der Ripper rannte auf sie zu. Das Messer zuckte in seiner Hand hin und her.

Jane Collins schleuderte den Stein.

Sie konnte den Ripper überhaupt nicht verfehlen, und sie traf seinen Hals.

Der Killer röhrte auf. Er schüttelte sich, torkelte und blieb stehen.

Jane jagte weiter. Diese wenigen Sekunden hatten ihr eine winzige Galgenfrist gegeben.

Wenig später sah sie ein Tor aus Maschendraht, nur an den Rändern durch Eisenstäbe verstärkt. Und sie sah eine Klinke, denn in das Tor hatte man eine kleine Tür zusätzlich eingebaut.

Jane riß an der Klinke.

Das Tor war verschlossen.

Weiter!

Dann entdeckte sie das Loch im Maschendrahtzaun. Jemand mußte es eingeschnitten haben. Warum das so war, wußte Jane nicht. Für sie konnte es die Rettung bedeuten.

Jane schlüpfte hindurch, blieb hängen, zerrte und riß sich einen Fetzen Stoff aus der Bluse, was ihr völlig egal war. Nur der Ripper durfte sie nicht fassen.

Vor ihr lag der gewaltige Schrottplatz. Wie skurrile Berge türmten

sich die aufeinandergestellten Wagen auf. Dazwischen sah sie die hohen Kräne mit ihren ausladenden Armen, die weit über das Gelände schwangen.

Wo konnte sie sich verstecken?

Danach schaute sich Jane erst gar nicht um, sie rannte bereits in einen Weg hinein, der links und rechts von Abfallbergen flankiert wurde.

Und der Ripper blieb ihr auf den Fersen. Er dachte nicht im Traum daran, aufzugeben.

Er mußte sein achtes Opfer haben!

Die Füße des Rippers trommelten auf dem Boden. Sein Atem ging schnell und keuchend. Er machte sich keinerlei Sorgen, denn er war sicher, das Mädchen zu fassen. Es war nur noch eine Frage der Zeit…

In seinen Augen lag ein irrer Glanz. Jedesmal, wenn er die Stimme des echten Rippers hörte, blitzte es in den Pupillen auf.

»Hol sie dir. Los, pack sie dir.« Und der Ripper steigerte sein Tempo. Plötzlich war die Frau verschwunden. Er sah sie nicht mehr und auch nicht das helle Haar, das ihm den Weg gewiesen hatte.

Wo steckte die Frau? Der Ripper blieb stehen. Keuchend, geduckt, breitbeinig. Den Kopf hatte er in den Nacken gezogen, seine Lippen waren geöffnet, er erinnerte in diesen Augenblicken an ein lauerndes Raubtier.

Jane Collins hoffte nur, daß sie von dem Ripper nicht gesehen wurde. Sie hatte ihre erste Panik überwunden. Die knallharte Überlegung gewann die Oberhand. Und wenn sie logisch nachdachte, war es gar nicht so schwer, dem Mörder zu entkommen.

Der Weg führte auf eine Presse zu. Er war so breit, daß ihn auch ein Lastwagen passieren konnte. Und es gab Lücken. Die zu verschrottenden Wagen standen nicht so dicht an dicht, als daß sich eine Person nicht hindurchzwängen konnte. Das hatte Jane Collins getan. Jetzt stand sie – gedeckt von einem bizarren Kunstwerk aus aufeinandergestapelten Autos – neben einer Bogenlaterne, die jedoch nicht brannte. Lief der Ripper vorbei? Jane hörte sein Atmen, dieses widerliche Keuchen, das allerdings auch seine Vorteile besaß. Jane wußte immer, wo sich ihr Feind aufhielt.

Sie sah ihn vorbeilaufen, und das Messer in seiner Hand blitzte dabei.

Der Detektivin ging es wieder besser. Sie dachte sogar darüber nach, ihrer ursprünglichen Aufgabe nachzukommen und den Ripper zu erledigen. Vielleicht schaffte sie es auf diesem Platz. Er konnte schließlich seine Augen nicht überall haben.

Jane suchte nach einer Waffe. So massenweise das Metall auch hier herumlag, eine handliche Waffe konnte Jane Collins nirgends finden. Die Blechteile waren viel zu groß. Sie mußte sich vorerst mit ihren Fäusten begnügen.

Der Ripper war stehengeblieben. Er lauerte, lauschte und konzentrierte sich. Jane Collins sah seinen Rücken, als sie hinter ihrer Deckung hervorlugte.

Wie auf dem Präsentierteller befand sich der Ripper. Jane hätte ihn in den Rücken schießen können, er hätte nichts bemerkt. Den Gedanken hatte sie gerade zu Ende gedacht, als sich der Ripper dennoch drehte. Er schien einen sechsten Sinn zu haben, und Jane Collins zuckte hastig zurück. Hatte er was bemerkt? Der Ripper knurrte. Jane vernahm das Geräusch ebenfalls. Ein Schauer lief ihr über den Rücken, denn das Knurren hatte sich fürchterlich angehört, als läge ein Tier auf der Lauer.

War dieser Ripper überhaupt noch ein Mensch? War er nicht längst ein Tier oder ein von fremden Mächten Beeinflußter?

Das alles war möglich, aber Jane hatte jetzt wirklich keine Zeit, über Ursachen nachzudenken, sie mußte achtgeben, daß der Ripper sie nicht fand.

Jeder Schritt war genau zu hören. Unter seinen Sohlen knirschte der Dreck. Jane hörte sein Atmen, sie versteifte, denn der Ripper befand sich dicht in ihrer Nähe, genau an der schmalen Einmündung. Die Detektivin merkte, daß sie einen Fehler gemacht hatte. Sie hätte ruhig noch weiterlaufen sollen, aber sie hatte Angst davor gehabt, daß der Ripper ihr unter Umständen doch noch die Klinge in den Rücken werfen würde. Er blieb stehen.

Janes Herz klopfte schneller. Sein Schattenriß zeichnete sich deutlich vom Boden ab. Den Arm hatte er halb erhoben, die Messerklinge glänzte. Und jetzt wandte er noch den Kopf. Es herrschten schlechte Licht- und Sichtverhältnisse auf diesem alten Schrottplatz, doch eins stand fest, Umrisse und Schatten waren zu sehen.

Auch der von Jane Collins.

»Ha!« Es war kein Lachen, was der Ripper Jane entgegenschleuderte, sondern ein triumphierender Schrei, es endlich geschafft zu haben. Ja, er hatte es gepackt.

Sie gehörte ihm.

Sofort setzte er sich in Bewegung. Dabei hatte sich sein Gesicht verzerrt, der schwarze Bart zitterte, der Mund stand offen, die Augen glänzten.

Jane hatte den ersten großen Schock hinter sich. Deshalb blieb sie gelassen und ließ den Ripper kommen.

Sie wußte genau, daß sie an einem Kampf nicht mehr vorbeikam, die Flucht hatte sie in eine Falle gebracht.

Jane schaute sich um.

Zu beiden Seiten die Berge der Autos. Manche standen vor, andere wieder zurück. Kühlerhauben schoben sich aus den Hügeln aus Metall. Jane Collins hatte schon des öfteren Filmszenen gesehen, die auf

einem Schrottplatz spielten. Dort drehten die Schauspieler zumeist eine wilde Verfolgungsjagd, sie kletterten in halsbrecherischen Manövern über die Blechberge, um den Verfolgern zu entkommen.

Auch Jane dachte an die Möglichkeit. Sollte sie es wagen? Sollte sie tatsächlich versuchen, auf diese Art und Weise der menschlichen Bestie zu entkommen?

Viel Zeit, eine Entscheidung zu fällen, blieb ihr nicht mehr. Der Ripper war schon verflucht nahe gekommen, sie mußte es wagen.

Eine andere Chance bekam sie nicht. Es würde ihr vielleicht gelingen, ein paar Messerstöße abzuwehren, doch irgendwann würde der Ripper sie doch erwischen. Und wenn sie erst einmal verletzt am Boden lag, hatte er leichtes Spiel.

Der Blick nach links.

Ja, dort sah es besser aus, als auf der anderen Seite. Schon ziemlich weit unten stand die Schnauze eines alten Caddys vor. Auf seinem Dach lagerten zahlreiche andere Fahrzeuge, die eine Blechpyramide bildeten.

Da mußte sie hoch.

Jane holte noch einmal tief Luft, federte in den Knien, drehte und stieß sich ab.

Ihr Körper schnellte hoch. Die Arme streckte sie aus, und ihre Hände bekamen die Stoßstange des Caddys zu fassen.

Schrecklich brüllte der Ripper in seiner Wut. Er legte alles in die Waagschale und warf sich voller Wut vor.

Jane schielte nach unten. Sie sah, daß der Ripper seinen rechten Arm erhoben hatte, um zuzustoßen.

»Bitte nicht!« flüsterte sie und zog die Beine an.

Im letzten Augenblick. Der Stich hätte ihre Waden getroffen, so aber verfehlte er sie, und die lange Klinge fuhr über ein Metallteil, wobei sie einen kreischenden Laut verursachte, der Jane eine Gänsehaut über den Rücken jagte.

Die Hürde war genommen.

Doch Jane hing in einer gefährlichen Lage. Es kostete sie große Kraft, sich weiterhin festzuhalten und die Beine anzuziehen, sie mußte weiter.

Wieder stach der Ripper zu. Er sprang dabei in die Höhe, und Jane spürte einen Schlag am Absatz. Dort hatte sie die gefährliche Klinge berührt.

Jetzt wurde es gefährlich. Wenn der Ripper sich noch mehr streckte, war sie verloren. Was er bisher vollführt hatte, war mehr eine Übung gewesen, er würde es schaffen. Jane hörte ihn schreien.

Es waren heisere Laute der Wut und des Triumphes. Und Jane nahm alle Kraft zusammen, um noch höher zu gelangen. Sie mußte auf die breite Kühlerschnauze.

Der Wagen begann zu wackeln. Janes Herz übersprang einen Schlag. Hatte sie dieser Pyramide vielleicht zuviel zugemutet? War es überhaupt noch möglich, den Weg zu gehen. Würde nicht alles zusammenkrachen und sie unter Tonnen von Blech begraben?

Es war nicht gut, mit diesen depressiven Gedanken die Flucht fortzusetzen, deshalb kämpfte sie sich weiter in die Höhe, und es gelang ihr in der Tat, auf die breite Schnauze des Caddys zu kriechen. Dort blieb sie erst einmal liegen und ruhte sich einige Sekunden lang aus.

Unter ihr heulte der Ripper. Jane lag flach auf der Kühlerhaube und schaute nach vorn, wo früher einmal die Scheibe des Caddys gewesen war.

Jetzt sah sie nur noch den Rahmen.

Die Scheibe selbst war herausgerissen.

Der Ripper konnte sich überhaupt nicht mehr beruhigen. »Ich kriege dich, du Nutte!« kreischte er. »Warte nur, du entkommst mir nicht. Deine Kehle werde ich aufschlitzen. Man nennt mich nicht umsonst den Ripper…«

Er war überhaupt nicht mehr zu beruhigen, aber solange er redete, handelte er nicht.

Jane Collins bewegte sich weiter nach vorn. Sie kroch über die Kühlerhaube. Dicht vor der Öffnung, wo sich sonst die Scheibe befunden hatte, blieb sie hocken und atmete ein paarmal tief durch.

Ihr Blick fiel in die Höhe.

Dort stapelten sich die anderen Wagen. Über dem Caddy befand sich ein Käfer, so wie sie ihn fuhr. Und er hatte das Gewicht der folgenden Autos zu tragen.

Es war wirklich ein Wunder, daß er noch nicht gekippt war. Kam sie da überhaupt hoch?

Sie mußte es, denn der Ripper folgte ihr. Er dachte gar nicht daran, aufzugeben. Jane sah ihn zwar nicht, aber sie merkte, wie sich der Caddy bewegte. Ein Zeichen, daß sich der unheimliche Killer ebenfalls an die Stoßstange gehängt hatte.

Jane Collins stellte sich hin. Sie beugte ihren Körper dabei vor und kroch auf das Dach des Caddys, wobei sie dicht vor sich die Reifen des VW’s sah.

Der Wagen stand leicht schräg, so hielt er vielleicht das Gewicht besser. Jane hatte von ihrem neuen Standpunkt auch einen guten Überblick und merkte, daß die Wagen allesamt kreuz und quer standen. Sie bildeten einen wirren Haufen aus Blech und verbogenem Metall. Und sie bewegten sich. Der Ripper nahm keine Rücksicht. Er war nicht vorsichtig, sondern wollte sein Ziel so rasch wie möglich erreichen. Jane mußte weiter.

Die linke Tür des VW’s hing nur noch an einer Angel. Sie knarrte,

wenn sie durch das Schaukeln bewegt wurde. Deshalb konnte Jane auch durch die offene Tür in den Wagen schauen. Ihr Blick fiel auf den Sitz. Dort lag etwas.

Im ersten Augenblick konnte sie den Gegenstand nicht genau erkennen, dann aber sah sie, daß es sich bei ihm um ein Lenkrad handelte. Es war abgebrochen. Irgend jemand hatte es kurzerhand auf den Beifahrersitz gelegt.

Eine verzweifelte Idee zuckte durch Janes Kopf. Das abgebrochene Lenkrad lag so günstig, daß sie es ohne große Schwierigkeiten greifen konnte. Erst duckte Jane sich zusammen, dann streckte sie ihren Arm aus, und ihre Fingerspitzen berührten das Lenkrad am Ring. Sie bekam es auch zu packen, es rutschte ihr noch einmal ab, und Jane merkte, wie der VW und der Caddy stark schwankten.

Der Ripper war nahe…

Dann hielt sie das Rad fest. Vorsichtig zog Jane es näher zu sich heran. Ihr Gesicht war von der Anspannung gezeichnet. Schweiß bedeckte die Haut. Ihr Atem ging keuchend, und dieses Keuchen wurde von dem höhnischen Kichern des Rippers übertönt.

Er war da!

Und mit ihm das Messer!

»Jetzt habe ich dich!« flüsterte er rauh. »Jetzt werde ich dich aufschlitzen…«

***

Da fuhr Jane herum.

Es war eine blitzschnelle Bewegung. So schnell sogar, daß sie sich diese eigentlich bei der wackligen Unterlage gar nicht hätte leisten können.

Dicht vor sich sah sie den Ripper. Er stand noch mit den Beinen auf der Schnauze des Caddys, den rechten Arm jedoch hatte er ausgestreckt, die breite, blutbefleckte Messerklinge befand sich nicht mehr weit von Jane entfernt. Eine Idee nur brauchte der Ripper nach vorn zu gehen, dann war es auch um die Detektivin geschehen.

Aus der Drehung warf Jane Collins das Lenkrad. Und sie überraschte den Ripper damit total, denn er hatte nicht sehen können, was Jane aus dem Wagen holte.

Das schwere Ding flog genau auf ihn zu.

Der Ripper riß zwar noch die Arme hoch, konnte jedoch nicht vermeiden, daß ihn das Lenkrad hart im Gesicht traf. Er schrie auf, kippte nach hinten und dröhnte auf die Motorhaube, die unter der Wucht des fallenden Körpers erzitterte. Der Ripper hatte noch soviel Schwung, daß er über den Rand der Haube fiel und von dort zu Boden krachte.

Im ersten Augenblick bekam Jane Collins Angst, daß der plötzliche

Fall des Rippers das gesamte Wrackgebilde umreißen würde, doch wie durch ein Wunder hielt es.

»Jack the Ripper«, krachte zu Boden.

Jane Collins hatte einen Teilsieg errungen. Wie in Trance klammerte sie sich an der Regenrinne des VW's fest, hatte die Augen geschlossen und zitterte.

Geschafft!

Wirklich geschafft?

Sie hörte den Ripper. Er keuchte, schrie und stieß finstere Drohungen aus. Seine Stimme hallte weit über den Schrottplatz, und plötzlich vernahm Jane ein anderes Geräusch.

Das Bellen eines Hundes.

Es war ein wütendes, zorniges Geräusch, und Jane hörte auch eine harte Männerstimme.

Nicht die des Rippers.

Der Detektivin fiel ein zentnerschwerer Stein vom Herzen. Sie wußte auf einmal, warum der Hund bellte und wer der Mann war, der gesprochen hatte.

Ein Nachtwächter!

Natürlich, man ließ solche Anlagen nie unbewacht, und endlich war der Mann aufmerksam geworden.

Jane Collins vernahm einen jaulenden Schrei, der gut von einem Tier stammen konnte, danach hastige Schritte.

Der Ripper floh!

Als Jane sich ein kleines Stück nach vorn bewegte, da sah sie ihn mit gewaltigen Sätzen davonhetzen und in der Dunkelheit verschwinden.

Dazwischen tanzte ein Lichtstrahl. Der Wächter und der Ripper mußten zusammentreffen, wenn der unheimliche Frauenmörder immer auf dem gleichen Weg blieb.

Jane rutschte tiefer auf die lange Caddyschnauze, ging bis zu deren Rand vor und sprang nach unten.

Sicher kam sie auf, und auch über ihr brach die Pyramide aus Blech nicht zusammen.

»Halt! Bleiben Sie stehen, Mann!« Der Nachtwächter brüllte den Ripper an, der Hund kläffte. Jane sah den zuckenden Lichtstrahl einer Taschenlampe, hörte das aufgeregte Bellen des Wachhundes und dann nur noch ein Winseln.

»Du Schwein hast ihn getötet!« Das schrie der Nachtwächter.

Lachen.

Hohl und voller Triumph schallte es über den großen Schrottplatz. In der Ferne verlor sich das Echo.

Jane rannte. Sie nahm jetzt keine Rücksicht mehr auf ihre eigene Sicherheit, sondern lief den Weg zurück.

Dicht am Tor sah sie das zuckende Bündel am Boden. Es war der

Wachhund. Mehrere Stiche hatten ihn getroffen. Er starb. Der Nachtwächter hatte sich über das treue Tier gebeugt und weinte. Er bemerkte Jane gar nicht, die mit hängenden Armen stehengeblieben war. Jetzt erst spürte sie die Nachwirkungen. Ihre Knie zitterten.

Schwindel packte sie, und sie mußte sich hinsetzen. Sie nahm kaum das Aufbrummen des Automotors wahr.

Der Ripper floh!

Minuten vergingen, bevor der Nachtwächter den Kopf hob und Jane aus tränenfeuchten Augen anschaute. Er schluckte ein paarmal. »Wer… wer sind Sie?«

»Er wollte mich töten«, murmelte Jane. »Es war Jack the Ripper!«

»Mein Gott!« ächzte der Mann.

Seine Kleidung war von dem Blut des Tieres verschmiert. Er selbst war schon älter. Wahrscheinlich ein Pensionär, der sich ein Zubrot verdiente.

Er wollte noch mehr sagen, und auch Jane hatte Fragen, doch beide wurden abgelenkt.

Eine regelrechte Flut aus Autoscheinwerfern ergoß sich über den Schrottplatz. Mehrere Wagen fuhren an. Fernlicht strahlte auf, blendete und erfaßte die vorlaufende Jane Collins, die mit beiden Armen winkte.

Im ersten Wagen hockten Will und ich. Und wir sahen die blondhaarige Jane auch als erste.

Ich bremste. Stotternd allerdings, damit die hinter dem Bentley fahrenden Wagen nicht auffuhren. Dann hielt mich nichts mehr. Ich sprang aus dem Auto, und im nächsten Augenblick fiel mir eine völlig erschöpfte Jane Collins in die Arme.

Sie lebte, das war erst einmal wichtig. Der Ripper hatte sie nicht in die Klauen bekommen.

»John, mein Gott, John, es war schrecklich«, sagte sie immer wieder. »Dieser Ripper ist eine Bestie. Er hat vor meinen Augen ein Mädchen ermordet.«

»Beruhige dich erst einmal«, sagte ich.

»Nein, John, wir müssen ihn kriegen, er darf nicht mehr frei herumlaufen. Eine Bestie.«

Da sagte mir Jane Collins wirklich nichts Neues. Doch es war nicht so einfach, den Ripper zu fangen. Nach wie vor wußten wir nichts. Vielleicht konnte uns Jane etwas sagen.

»Mr. Sinclair!« Einer der Männer sprach mich an.

Ich ließ Jane los und drehte mich um.

Zum zweitenmal sah ich die Haare. Der Ripper hatte sie seinem Opfer abgeschnitten. Der Mann hielt sie in der rechten Hand. Zwischen den Fingern der anderen klemmte ein Zettel, die übliche Beschreibung des Mörders.

»Ich konnte Claudia nicht helfen«, sagte Jane. »Er hatte mich bewußtlos geschlagen.«

»Dir macht niemand einen Vorwurf«, erwiderte ich. »Aber du hast ihn gesehen?«

»Ja.«

»Und?«

Jane gab mit stockenden Worten ihre Beschreibung. Ich erfuhr von einem Mann mit Halbglatze, einem Bart und dunklen Haaren.

»Kennst du ihn wirklich nicht?« fragte Kommissar Mallmann, der neben uns getreten war.

Ich schüttelte den Kopf. Erst jetzt sah Jane den deutschen Kommissar.

»Will!« drang es erstaunt über ihre Lippen, »du bist ja auch hier.« Ihre Augen glänzten vor Freude.

»Hallo, Jane.«

Die beiden reichten sich die Hand. »Ich hätte dich auch gern unter anderen Umständen wieder gesehen«, sagte die Detektivin, »aber da war wohl nichts zu machen.«

»Leider.«

»Und ich habe dich tagelang gesucht«, erklärte ich ihr.

»Ich hatte doch den Job.«

»Welchen?«

»Ich wollte den Ripper fangen.«

»Und warum hast du nichts gesagt?« Aus meiner Stimme schwang ein Vorwurf mit.

»Weil ich es allein machen wollte.«

»Du hast ja gesehen, was fast dabei herausgekommen wäre.«

»Sicher.«

Da fiel mir etwas ein. »Himmel«, sagte ich, »der Ripper ist doch sicherlich mit einem Wagen gekommen.«

»Natürlich.«

»Welche Marke?«

Jane Collins hob die Schultern. »Es tut mir leid, John, aber das kann ich dir wirklich nicht sagen. Es war zu dunkel. Auch der Wagen. Er schmolz mit der Dunkelheit zusammen.«

»Da kann man wohl nichts machen.« Ich war ziemlich deprimiert.

»Aber etwas anderes ist mir aufgefallen«, sagte die Detektivin.

»Und?«

»Die Stimme, John, ich kannte die Stimme.«

»Was?« Ich schrie das Wort.

»Ja. Ich habe sie schon einmal gehört.«

»Und wo?«

Jane machte ein verzweifeltes Gesicht. »Das weiß ich leider nicht, John.«

»Überlege, schnell.«

»Was meinst du, was ich die ganze Zeit über tue. Aber ich komme einfach nicht darauf.«

Um uns herum wurde es taghell. Experten der Spurensicherung bauten ihre Scheinwerfer auf. Chiefinspektor Harrison wußte ebenfalls Bescheid.

Ich sah das alles nicht, sondern schaute nur auf Jane Collins. Sie hatte den Kopf gesenkt, ihr Blick war zu Boden gerichtet und fast konnte ich sehen, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete.

Auch Will Mallmann blickte gespannt die blondhaarige Detektivin an, die hin und wieder fahrig über ihr Gesicht strich. Ihre Lippen zuckten.

Sagte sie etwas?

»Fällt dir der Name ein, Jane?«

»Nein.« Sie zeigte sich gequält. »Aber ich habe die Stimme gehört, mein Gott. Das ist noch nicht lange her, ein paar Tage vielleicht, und da war was…«

»Erinnere dich, Jane. Bitte, denke genau nach. Was hast du in den letzten Tagen alles unternommen?«

»Ich war ja immer weg. Ich schaute mich im Milieu um und bin auch zu den Tatorten gefahren.«

»Was hast du dort getan?«

»Ich wollte einen Eindruck gewinnen, mir einen Überblick verschaffen, du kennst das ja.«

»Sicher.«

Jane holte tief Luft. Ich nahm meine Zigaretten hervor und bot der Detektivin ein Stäbchen an. Sie schüttelte jedoch den Kopf.

Ich rauchte. Mit halbem Ohr bekam ich mit, daß man auch den Nachtwächter verhörte. Er wurde nach dem Wagen gefragt, mit dem der Ripper geflüchtet war. Auch er hatte ihn nicht erkannt oder konnte sich nicht erinnern.

Es war wirklich wie verhext. »Hast du es?«

Jane schüttelte den Kopf. »Noch nicht«, gab sie murmelnd zurück. »Aber ich bin dran.«

»Denke weiter nach.«

Jane Collins zermarterte sich wirklich den Kopf. Sie sprach sogar mit sich selbst, rief sich Szenen und Ereignisse der vergangenen Tage ins Gedächtnis zurück, schüttelte den Kopf, nickte manchmal und kam zu keinem Ergebnis.

Dann traf Chiefinspektor Harrison ein. Sein Gesicht war sehr ernst. »Das siebte Opfer«, sagte er. »Verdammt auch.«

Ich hob die Schultern. »Dabei haben wir noch Glück gehabt. Es hätte leicht ein achtes hinzukommen können.«

»Wieso?«

Ich berichtete von Janes Erlebnissen.
»Mein Gott, wann macht diese verdammte Bestie ein Ende? Wissen Sie denn, wer er ist?«
»Bisher nicht, trotz Zeugen.«
»Soll ich Miß Collins noch befragen?«
»Das wird keinen Zweck haben, Kollege. Sie bemüht sich verzweifelt.«
»Ja, das glaube ich.« Harrison schaute sich um. »Mich wundert nur, daß dieser miese Reporter noch nicht da ist. Ernie Shane hat doch sonst seine Augen überall.«
Ich hob die Schultern.
»John!« Jane Collins sprach mich an. Und wie sie das tat, ließ mich aufhorchen.
Ich drehte mich um.
Sie nickte. »Ich habe es, John. Ich weiß jetzt den Namen. Mein Gott, ich kenne ihn.« Jane war völlig aufgeregt.
»Wer ist es?« An beiden Schultern hielt ich sie gepackt. Stille umgab uns, jeder wollte zuhören, wenn die Detektivin den Namen des siebenfachen Mörders preisgab.
Sie sagte ihn uns.
Ich fuhr zurück. »Nein, Jane, das gibt es doch nicht. Du mußt dich irren.«
Stumm schüttelte sie den Kopf. »Ich irre mich nicht, John. Er ist es und kein anderer…«

***

In ihm kochte es.
Der Ripper befand sich in einer Stimmung wie nie zuvor in seinem Leben.
Er hatte versagt!
Das Opfer war ihm entkommen. Da half es auch nichts, daß die siebte Tote hinter ihm auf dem Rücksitz lag, die Frau mit den blonden Haaren hatte er nicht erwischt.
Und er war geflohen.
Seine Nerven hatten ihm einen Streich gespielt. Den Hund hatte er noch töten können, doch er hatte sich nicht die Zeit genommen, den Mann auch umzubringen.
Er mußte jetzt in sein Haus, in seine Burg.
Hinten im Wagen lag die Tote. Sie hatte er zum Glück noch erwischt, und sie würde seinen makabren Reigen vervollständigen. Er fuhr wie im Traum, hielt jedoch instinktiv die Geschwindigkeitsbegrenzungen ein, so daß er keiner Streife auffiel.
Als der erste Haß und die erste Wut verraucht waren und wieder klare Überlegungen seinen Geist bestimmten, da spürte er auch die

Schmerzen. Spurlos war der letzte Kampf körperlich nicht an ihm vorbeigegangen. Dieses blondhaarige Weib hatte ihm aus kurzer Entfernung ein Lenkrad ins Gesicht geschleudert. Noch jetzt schmeckte er Blut im Mund, zwei Zähne fehlten ebenfalls, sie waren von dem Treffer buchstäblich zertrümmert worden.

Aber dafür sollte sie büßen. Nicht heute, nicht morgen und vielleicht auch nicht übermorgen.

Er hatte Zeit, aber kriegen würde er sie.

Wie ein riesiges rotes Auge kam ihm die Ampel vor, an der er halten mußte. Ruckartig stoppte der Renault. Er war der erste in der Reihe. Hinter ihm rollten die anderen Fahrzeuge langsam heran.

Da hörte er wieder die Stimme des echten Rippers in seinem Gehirn. »Du hast versagt. Sie ist dir entkommen. Hüte dich, sie sind dir bereits auf den Fersen! Sieh dich vor!«

Der Ripper nickte. »Ich weiß!« keuchte er. »Verdammt, ich weiß. Aber sie kriegen mich nicht. Nein, sie wissen nichts, gar nichts. Ich bin der Sieger…«

Erschöpft ließ er sich zurückfallen und wachte erst auf, als er hinter sich das Hupen hörte. Die Ampel zeigte bereits Grün. Er kuppelte, legte den ersten Gang ein und fuhr ruckartig an. Rasch schaltete er in den zweiten.

Waren sie ihm wirklich auf der Spur? Hatten sie ihn gefunden?

Nein, unmöglich, er hatte keine Fehler gemacht, sondern sich ausgezeichnet abgesichert.

Und doch blieben die dumpfen Überlegungen. Sie waren auch nicht beendet, als er seinen Wagen vor dem schmalbrüstigen Haus stoppte, das er bewohnte.

Langsam rollte der dunkle Renault auf den Hof, wurde abgebremst, und der Ripper stieg aus.

Er schaute sich um, stellte fest, daß die Luft rein war. Er öffnete die Heckklappe. Dann holte er die Tote hervor. Sie hatte keine Haare mehr, Blut tropfte zu Boden, als er auf eine Hintertür zuschritt und sie aufschloß, den Schlüssel hielt er bereits in der Hand. Die Tür schwang lautlos nach innen. Der Ripper hatte die Angeln gut geölt. Von hier aus konnte er direkt in den alten, muffigen Keller huschen, wo sich die Räume mit den niedrigen Decken befanden.

Schon hier erreichte ein schrecklicher Gestank seine Nase.

Leichengeruch…

Der Ripper lachte. Andere wären vor Entsetzen geflohen, er jedoch fühlte sich wohl, denn im Keller lagerte sein grauenvolles Geheimnis. Mit dem Fuß stieß er eine Tür auf und betrat den größten Raum. Elektrisches Licht gab es nicht. Oben an der Wandseite fiel durch ein Rost schwaches Dämmerlicht.

»Ihr bekommt Besuch«, lachte der Ripper. »Freut euch, meine Lieben,

Besuch kommt…«

Er kicherte wie ein Wahnsinniger.

***

Wir hatten die Adresse über Funk herausbekommen und wußten jetzt, wo der Ripper wohnte.

Genau eine Stunde später war das Haus umstellt. Die Beamten der Sonderkommission hatten einen Ring um das alte Gemäuer gezogen, das inmitten einer Wohnsiedlung stand. Niemand der Anwohner bemerkte etwas. Die Polizisten hatten Routine. Sie verbargen sich im Schutz der Dunkelheit, aber sie würden keine Maus aus dem Haus kommen lassen.

Ich stand mit Harrison, Will Mallmann und Jane Collins im Schutz einer Hecke. Die Detektivin hatte es sich nicht nehmen lassen und war mitgefahren. Sie wollte dabeisein, wenn es dem Ripper an den Kragen ging. Das Haus selbst war dunkel. Nichts wies darauf hin, daß sich der Ripper im Innern aufhielt, wenn da nicht der Wagen gewesen wäre, der im Hof vor der alten Garage parkte. Daß er ihn nicht hineingefahren hatte, besaß seinen Grund.

In der Garage stand der zweite Wagen, den er für seine normale Existenz benötigte.

Ich hatte mich mit Einbruchswerkzeug ausgerüstet, denn es war besprochen, daß ich als erster das Haus betrat. Zusammen mit Will Mallmann. Nach einigen Diskussionen hatte Harrison seinen Widerstand aufgegeben.

»Uhrenvergleich«, flüsterte der Chiefinspektor.

Es war genau eine Viertelstunde vor Mitternacht. Wenn es nach uns ging, sollte der Ripper am nächsten Tag bereits hinter Gittern sitzen.

Harrison nickte mir zu. »Viel Glück«, sagte er. »Und seien Sie vorsichtig.«

»Keine Bange.«

Wir gingen. Zuletzt schaute ich Jane Collins an. Sie machte mir den Eindruck, als wollte sie mit, und sie stand schon auf dem Sprung, doch mein Gesicht gab ihr die Antwort.

Jane senkte den Kopf.

Nebeneinander schritten Will Mallmann und ich einher. »Was hast du für ein Gefühl?« fragte der Kommissar, als wir die ruhige Straße überquerten.

»Es geht so.«

»Mir auch.«

»Dann kann ja nichts schiefgehen.« Neben der Haustür blieben wir stehen und drückten uns eng an die Mauer. Will hielt die Taschenlampe in der rechten Hand. Ich ging einen Schritt vor, bückte mich und besah mir das Schloß.

Es war, wie man so schön sagt, primitiv. Selbst für einen Ungeübten wie mich mußte es eine Kleinigkeit sein, es zu knacken. Behutsam führte ich den Dieterich ein, der allerdings sehr bald hakte. Ich mußte einen anderen, schmaleren nehmen. Wie eine Schlange schob er sich in den Schlitz, und diesmal klappte es. Ich spürte Widerstand, der jedoch leicht zu überbrücken war. Ein paar Versuche, ein leichter Druck, und das Schloß schnackte zurück. Die Tür war offen!

Will Mallmann ließ mir den Vortritt. Der Flur war düster, und als ich den ersten Schritt über die Schwelle tat, fiel mir der Geruch auf.

Unwillkürlich blieb ich stehen. Hinter mir wisperte Will. »Was ist denn?«

»Riechst du nichts?«

»Ja, verdammt, jetzt wo du es sagst. Das stinkt wie…«

»… nach Verwesung«, vollendete ich.

»Genau.«

Mir lief es kalt den Rücken hinab. Himmel, womit mußten wir hier rechnen?

Ich bat Will, die Lampe noch nicht einzuschalten, sondern nahm meine Bleistiftleuchte. Ich hatte mir inzwischen eine neue besorgt.

Der dünne Strahl reichte. Er fand die Treppe, die vor uns nach oben führte, und ich sah auch die Tür.

Bevor ich mir die oberen Räume unter die Lupe nahm, wollte ich mich hier unten umschauen.

Will hatte die Tür geschlossen. Ich gab ihm ein Handzeichen und bewegte mich auf Zehenspitzen weiter vor.

Wenn sich der Ripper irgendwo im Haus befand, dann machte er es sehr geschickt. Wir hörten keinen Ton. Nur unsere eigenen Schritte, die wir so weit wie möglich unterdrückten. Ansonsten war nichts zu vernehmen, kein verräterisches Atmen, kein Flüstern oder Schleifen – nichts.

Nur diese Ruhe, die mir schon unheimlich vorkam. Die Tür, die ich ins Auge gefaßt hatte, war nicht verschlossen. Sie schwang lautlos zurück, als ich die Klinke berührte.

Abermals traute ich mich nicht, nach einem Lichtschalter zu suchen. Will und ich wollten im Dunkeln bleiben.

Der Geruch war stärker geworden. Er wehte uns förmlich entgegen, und ich rechnete, damit, irgend etwas Schreckliches in diesem Raum zu entdecken.

Es war eine Täuschung.

Soweit ich erkennen konnte, schauten wir in ein leeres Zimmer, denn ich sah nicht einen Umriß eines Möbelstücks.

»Ist das Haus überhaupt bewohnt?« flüsterte Will Mallmann.

»Mir kommt es vor, als steht es leer.«

»Nimm mal die Lampe«, sagte ich zu Will.

Darauf hatte der Kommissar gewartet. Er schaltete sie ein, deckte jedoch den Strahl mit dem Handballen ab, so daß nur die Hälfte des Lichts leuchtete.

Auch sie reichte aus.

Das Zimmer war wirklich leer. Wenigstens standen hier keinerlei Möbel.

Dafür jedoch hing ein Bild an der Wand.

Und was für eins.

Will Mallmann und ich waren fasziniert und schockiert zur gleichen Zeit. Das Bild zeigte Jack the Ripper. Aber den echten.

Er stand gebückt da, trug einen weiten dunklen Umhang, auf dem Kopf einen breitkrempigen Schlapphut und hatte rot unterlaufene, blutige Augen. Die Finger seiner rechten Hand umklammerten ein Messer mit langer Klinge, auf der sogar noch nachgezeichnetes Blut schimmerte. Ein schauriges Bild, wirklich, ich atmete scharf ein. Will Mallmann erging es ebenso.

»Das ist der Ripper«, hauchte er.

Ich nickte nur und starrte das Gemälde weiter an. Sehr lebensecht wirkte es. Man konnte meinen, der Ripper würde jeden Augenblick aus dem Rahmen steigen und uns angreifen.

Ich ging auf das Bild zu und berührte die Leinwand. Irgendwie fühlte sie sich warm an, als würde alles, was eingezeichnet war, leben. Auch der Ripper…

Starr schaute ich ihm ins Gesicht. Bewegten sich nicht seine Augen, grinste er nicht? Je länger ich schaute, um so stärker wurde der Eindruck, schließlich verwischte das Bild sogar, und erst Will Mallmanns Stimme riß mich wieder zurück in die Realität.

»John, wir haben nicht viel Zeit.«

»Okay«, ich drehte mich um.

Will Mallmann bewegte seine rechte Hand, und der Lampenstrahl wanderte.

Wir sahen die Öffnung zur gleichen Zeit. Rechts von uns war die Wand durchgeschlagen worden, so daß wir in das andere Zimmer gehen konnten, ohne erst eine Tür aufzudrücken.

Mit dem Daumen deutete ich die Richtung. »Bleib du hier, Will«, sagte ich.

»Und du?«

»Ich schaue mich mal um.«

»Okay.«

Da aus dem Zimmer mit dem Bild an der Wand genügend Licht fiel, verzichtete ich darauf, meine Bleistifttaschenlampe anzuknipsen. Ich konnte auch so sehen.

Den Irrtum bemerkte ich nach zwei Schritten. Plötzlich fand ich keinen Boden mehr unter den Füßen, zuckte noch zurück, verlor

trotzdem den Kontakt und fiel in die Tiefe…

***

Eine Falltür, verdammt! Das war der Gedanke, der mir während des Falls durch den Kopf schoß. Dann erfolgte schon der Aufprall.

Er war verdammt hart und schüttelte mich durch. Ich fiel nach vorn, spürte kühlen Boden unter meinen Fingern und stieß gegen die Wand.

Der Fluch blieb mir im Hals stecken, als ich langsam in die Höhe kam.

Ich war in einem Keller gelandet und merkte, daß der Leichengeruch intensiver geworden war.

Ich mußte demnach mit dem Schlimmsten rechnen…

Der Keller schien uralt zu sein. Die Mauern waren roh, unbehauen und feucht. Schimmel lag darauf wie eine Schicht. Ich mußte den Kopf einziehen, um nicht gegen die Decke zu stoßen.

Wer lauerte hier?

Der Ripper? Würde ich ihn hier finden? Ich schluckte einen Kloß herunter und schaute mich um.

Dunkelheit. Nur ein schwacher Lichtschein, der von oben her fiel.

In Umrissen zeichnete sich das Viereck der gefährlichen Luke ab, durch die ich gefallen war. Wo steckte der Ripper? Mir war jetzt alles egal. Um sehen zu können, mußte ich die Lampe benutzen. Ich holte sie hervor und schaltete sie ein.

Mein Tastsinn hatte mich nicht betrogen. Im Schein des nur fingergroßen Lichtstrahls sah ich deutlich, wie verschimmelt, aufgerissen und feucht das Mauerwerk doch war. Dieser Keller war ein Paradies für Kriechtiere aller Art.

»John?« Ich vernahm Will Mallmanns flüsternde Stimme.

»Bleib oben!« zischte ich.

»Hast du etwas gesehen?«

»Nein, noch nicht, aber es kann nicht mehr lange dauern. Hier im Keller ist es.«

Mallmann zog sich zurück.

Ich aber ging dorthin, wo ich die erste Tür sah. Sie lag mir schräg gegenüber und bestand aus einem Material, das mir ziemlich neu ausschaute. Der Ripper mußte diese Tür nachträglich eingebaut haben.

Es wurde sehr still.

Plötzlich bewegte sich die Tür. Wie in Superzeitlupe schwang sie nach innen. So langsam und dabei knarrend, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken rann.

Ich löschte die Lampe. Da sich die Tür bis zum Anschlag hin geöffnet hatte, betrachtete ich dies als eine Einladung.

Wiederum so leise wie möglich bewegte ich mich auf die Tür zu.

Meine Beretta hatte ich gezogen. Wahrscheinlich lauerte in dem Keller der gefährliche Ripper. Von ihm wollte ich mich nicht überraschen lassen.

Die Zeit schien stillzustehen. Auch ich dämpfte meinen Atem.

Der Ripper hörte sicherlich meine Schritte.

Auf der Türschwelle blieb ich stehen, weil ich zögerte, den Kellerraum zu betreten. Ich strengte meine Augen an, um die Dunkelheit zu durchdringen und sah gegenüber an der Wand, dicht unter der Decke, einen minimalen Lichteinfall. Dort mußte sich ein Schacht oder etwas Ähnliches befinden.

Und ich war nicht allein.

Mehrere Personen hockten in diesem stinkenden, muffigen, feuchten Kellerraum, denn ich glaubte, Umrisse zu sehen.

Aber niemand bewegte sich.

Wo lauerte der Ripper?

Hinter der Tür im toten Winkel? Das nahm ich stark an, denn von dort mußte er die Tür aufgezogen haben.

Und plötzlich wurde es hell.

Ein grünblau schimmerndes Licht breitete sich in dem Kellerraum aus und schaffte die Dunkelheit fort.

Ich konnte sehen.

Und was ich sah, war eine der schlimmsten Szenen, die mir jemals vor Augen gekommen waren…

***

Sie saßen um einen runden Tisch.

Sieben Mädchen und Frauen.

Sieben Leichen!

Eine sah schlimmer aus, als die andere. Zum Teil waren sie festgebunden, damit sie nicht kippten. Ich sah auch Claudia Ferris, das letzte Opfer.

Ihr Blut war noch frisch…

Bitte ersparen Sie mir eine Beschreibung, aber wenn ich einen Spiegel gehabt hätte, mein Gott, ich glaube, ich wäre grün im Gesicht geworden.

Diese Bestie hatte, nachdem sie ihnen die Haare abschnitt, die Toten gesammelt und sie dann auf Stühle um einen Tisch herumgesetzt.

Welch ein Horror!

Ich war vieles gewohnt, aber ich brauchte meine Zeit, um den Anblick zu begreifen und auch zu verkraften, denn so etwas ist sehr, sehr schlimm.

Dann hörte ich das Kichern.

Tatsächlich, es klang hinter der Tür auf, und der Ripper persönlich hatte es ausgestoßen.

»Komm raus, du Bestie!« knirschte ich.
Er kam.
Zwei schleichende Schritte, dann befand er sich in meiner Höhe, drehte sich um, und ich konnte ihn sehen.
Das Messer hielt er in der Hand. Hinter seinem letzten Opfer blieb er stehen. Er hatte den Mund geöffnet, ich sah den Bart, die Halbglatze, und ich sah die Augen eines Wahnsinnigen. Aber noch etwas fiel mir auf. Sein Gesicht war seltsam verschoben. Da stimmte in der Proportion die Nase mit dem Mund nicht überein. Sie saß zu schief und war auch oben eingedrückt.
Jane Collins hatte mir den Namen des Rippers gesagt. Im ersten Augenblick, als ich ihm gegenüberstand, hatte ich gezweifelt, doch jetzt wurde mir alles klar.
»Nehmen Sie die Maske ab!« verlangte ich.
Er lachte. »Du weißt es also?«
»Ja, seit einer Stunde. Deine Stimme hat dich verraten, Ripper. Du kannst dich nicht mehr verstellen!«
»Schade, ich dachte, es wäre perfekt gewesen.«
»Nichts ist perfekt, Ripper!«
Da nickte er und hob den linken Arm. Seine Finger wühlten in dem Kunsthaar, hielten für einen Moment ein und rissen die Maske dann ab.
Vor mir stand der Ripper, wie er tatsächlich aussah und vielen bekannt war. Auch ich hatte ihn schon gesehen und sagte die folgenschweren Worte: »Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie wegen siebenfachen Mordes, Ernie Shane…«

***

Er lachte. »Sogar meinen Namen weißt du. Gut, Bulle, du bist sehr gut.«
Ja, Freunde, es war Ernie Shane. Der schnelle Reporter, der immer wußte, wann und wo ein Mord geschehen war, der sofort am Tatort war, die besten Aufnahmen schoß und die härtesten und realistischsten Berichte schrieb.
Ernie Shane, der Ripper.
Mit einer Maske hatte er sich getarnt, doch ich hatte sie ihm vom Gesicht gerissen.
Wir fixierten uns über die Toten hinweg, »Warum, Shane?« fragte ich. »Warum?«
Er kicherte. »Ich liebe Jack the Ripper.«
»Das ist nicht der Grund. Weshalb haben Sie diese jungen Mädchen und Frauen umgebracht? Mit welch einem Recht begingen Sie diese scheußlichen Verbrechen? Warum?« schrie ich.
Da verklärte sich sein Gesicht. Ein Schein schien über seinen Zügen

zu liegen. »Ich wollte ihm nacheifern, nur ihm. Ich habe ihn schon immer bewundert, und dann fand ich das Bild. Sein Geist wohnt darin, er nahm mit mir Verbindung auf. Er sagte mir, daß ich es schaffen würde, daß ich ebenso etwas leisten könnte wie er. Ja, das wurde mir immer gesagt. Ich habe es versucht, und ich habe es geschafft. Niemand wußte, wer sich hinter dieser Maske verbarg. Ich habe sogar noch Geschäfte gemacht, denn die Geschichten ließen sich gut verkaufen. Der echte Jack the Ripper wohnt in mir…«

Wie eine groteske Horrorfigur sah er aus. Sein rotes Haar, der Schweiß im Gesicht, die funkelnden Augen, und das gefährliche Messer in der Hand.

Die Mündung der Beretta wies auf seine Brust.

»Und weshalb haben Sie die Leichen gesammelt?«

»Das wollte ich so. Ich wollte immer erinnert werden und irgendwann ein Foto an die Zeitungen schicken. Ich hätte euch verhöhnt, alle. Aber noch ist ja nichts verloren.«

Shane lebte tatsächlich in dem Wahn, daß er noch etwas retten konnte. Den Zahn wollte ich ihm ziehen.

»Sie verlassen den Keller, Shane. Aber mit mir und in Handschellen. Verstanden?«

»Ich Handschellen?«

»Ja.«

»Niemals, Bulle. Niemand wird es wagen, Jack the Ripper Handschellen anzulegen. Den bekanntesten Mörder aller Zeiten darf und kann niemand so behandeln. Ich bin ein Stück des echten Rippers. In mir lebt er weiter. Er kreist durch das Jenseitsreich und wird immer neue Seelen finden. Niemand will ihn haben, aber er sucht sich die Leute aus, und sein Geist wird sie beeinflussen. Mich hatte er erwählt, und ich lasse mich nicht fesseln.«

Eigentlich klangen die Worte überheblich oder lächerlich, doch mir war wirklich nicht nach Lachen zumute. Shane wußte genau, was er sagte, und er würde auch nicht aufgeben.

Er starrte mich an, die Waffe in meiner rechten Hand schien er nicht zu sehen.

»Denken Sie daran«, sagte ich. »Eine dumme Bewegung, und ich schieße.«

Er lachte nur.

»Und Sie werfen jetzt das Messer weg!« befahl ich.

Das tat er nicht. Im Gegenteil, er griff mich an. Aus dem Stand hechtete er vor. Er riß einfach zwei Leichen von den Stühlen und hatte seinen rechten Arm halb erhoben, damit er zustechen konnte.

Ich schoß.

Töten wollte ich ihn nicht, er sollte hinter Gittern, und das für den Rest seines Lebens. Schräg hieb die Silberkugel in seine Schulter.

Während ich zurückging, zuckte er mitten im Sprung zusammen, fiel auf den Tisch, drehte sich schreiend um die eigene Achse und rutschte über den Rand, wobei er zu Boden fiel.

Noch hielt er das Messer fest.

Aus der Wunde quoll das Blut. Meine Kugel mußte eine Ader verletzt haben.

Ich richtete wieder die Waffe auf ihn. »Weg mit dem verdammten Messer!«

Er lag am Boden und schaute mich an.

Selten habe ich bei einem Menschen so einen Haß in den Augen gesehen. Sie funkelten in einem wirklichen Wahnsinn, das Gesicht hatte er verzogen, halboffen stand der Mund, und ich sah Blut auf seinen Lippen.

Dann knurrte er. Wie ein Raubtier fauchte er mich an. Er hatte noch nicht aufgegeben.

Ich behielt den Finger am Drücker.

Und da reagierte Ernie Shane. Nicht mir schleuderte er das Messer entgegen, sondern sich selbst. Die Bewegung erfolgte so schnell, daß ich überrascht wurde, obwohl ich ihn nicht aus den Augen gelassen hatte.

Eine Sekunde später war er tot.

Ernie Shane hatte sich das Messer durch die Kehle gestoßen!

»Jack the Ripper« Nummer zwei existierte nicht mehr…

***

Will Mallmann wartete.

Natürlich fiel es ihm schwer. Er lief unruhig in beiden Zimmern auf und ab, hielt die Leih-Beretta umklammert und horchte immer wieder am Rand der Luke, ob nicht irgend etwas in dem finsteren Keller geschah.

Er vernahm auch die Stimmen, hörte den Schuß und biß die Zähne zusammen.

Der Ripper hatte ein Messer, John eine Pistole. Also hatte er geschossen. War der Ripper erledigt? Der Kommissar vernahm aus dem zweiten Raum das gräßliche Stöhnen. Sofort drehte er sich um, knipste die Lampe an und betrat mit schußbereiter Waffe das Zimmer. Dort war niemand. Und doch hatte jemand gestöhnt. Es war der Ripper auf dem Bild! Will Mallmann wurde angst und bange, als er das Gemälde anleuchtete. Die Farben verwischten plötzlich, wurden zu einem stumpfen Grau. Feuer schlug aus der Leinwand.

Im Nu wurde sie verbrannt. Doch die Stimme hörte der Kommissar noch einmal.

»Ich bin noch da. Mich kriegt ihr nicht tot. Denn ich, ich bin der wahre Jack the Ripper…« Danach war es still.

Schweigend stand Will Mallmann da und starrte auf das Bild, von dem nur noch der Rahmen übriggeblieben war. Erst meine Stimme riß ihn aus seiner Lethargie.

Er ging zur Luke und half mir hoch.

»Der Ripper ist tot«, sagte ich.

»Vielleicht«, erwiderte Will leise.

»Wieso?«

»Das erzähle ich dir später, John…«

***

Sieben Särge wurden später aus dem Haus getragen. Nach einer Weile erst folgte der achte.

In ihm lag der Ripper. Tot…

Ich stand vor dem Eingang, als die Träger an mir vorbeischritten, und blickte auf den geschlossenen Sargdeckel. Die Neugierigen bekamen eine Gänsehaut, als sie das Bild sahen.

Und dann hörte ich die Stimme.

»Freu dich nur nicht zu früh, John Sinclair. Ich bin nicht tot. Mein Geist wird jemand finden, dann nehme ich Rache an dir! Ha, ha, ha…«

Vor Schreck hätten die Träger den Sarg fast fallen gelassen. Sie schauten mich an, ich aber lächelte. »Es war nichts«, sagte ich.

»Natürlich, Sir.«

Will Mallmann blieb noch einen Tag in London. Ich hatte ebenfalls Urlaub machen wollen. Und wie es der Zufall wollte, bekam ich einen Anruf von Clint Perry, dem Polizeichief von Bexhill, einem kleinen Ort an der Küste. Er lud mich für ein paar Tage ein, denn dort sollte ein großes Sommerfest gefeiert werden.

Ich sagte zu, und bekam auch von Sir James die Erlaubnis, einige Tage Urlaub zu machen.

Allein wollte ich nicht fahren, deshalb überredete ich die Conollys, sowie Suko und Shao, mich zu begleiten. Will Mallmann flog wieder ab. Ich brachte ihn zum Flughafen.

Zum Abschied grinste er. »Irgendwann wird uns der Job wieder zusammenführen, John. Doch zuvor wünsche ich dir einen erholsameren Urlaub als ich ihn gehabt habe.«

»Danke, Will, den kann ich gebrauchen.«

Das sagte ich so in meinem Leichtsinn und ahnte noch nichts von den Zombie-Piraten…

ENDE